

/ecm
educating
curating
managing

masterlehrgang für
ausstellungstheorie & praxis
an der universität für
angewandte kunst wien

*di:'^*angewandte

Universität für angewandte Kunst Wien
University of Applied Arts Vienna

WAS, WEN, WIE REPRÄSENTIEREN?

Das Museum in der Migrationsgesellschaft

Julia Schnegg

Wien, Oktober 2010

Betreut von Nora Sternfeld und Luisa Ziaja

ABSTRACT DEUTSCH/ENGLISCH

deutsch

Migration stellt herkömmliche Museumspraxis in Frage – speziell in Deutschland. Sie enthält die Aufforderung, sich als Museum auf die Suche nach einem neuen Verständnis von Geschichte und Kultur in der Migrationsgesellschaft zu begeben und sich als Akteur einer Auseinandersetzung um gesellschaftliche Teilhabe zu begreifen. Fragen der Repräsentation stehen im Mittelpunkt dieser Neubestimmung: Welche gesellschaftlichen Gruppen können sich repräsentieren, wessen Lebensrealität kommen zur Sprache, wer wird als AkteurIn bundesdeutscher Geschichte dargestellt und wessen Sichtweisen werden im Museum vertreten? Die Offenheit für Verhandlung und Kontroverse wird zentral. Damit ist die Frage verbunden, wie das Museum ein Verhandlungsort gesellschaftlicher Belange werden kann, ohne dabei die Machtverhältnisse und Hierarchien in der Museumsarbeit zu leugnen. Das Ausstellungsprojekt „Orte erzählen (Migrations-)Geschichte“ des Bezirksmuseums Friedrichshain-Kreuzberg stellt sich diesen Herausforderungen.

english

Migration is posing important questions upon the codes of practice within museums. It is challenging museums to find new ways of understanding history and culture in a migratory society, especially in regards to the role they play in struggles for social participation. Issues of representation such as “Which societal groups can represent themselves?”, “Which realities are being discussed?”, “Who is regarded as the driving force behind German history?” and “Who owns the perspectives supported by museums?” are at the heart of this redefinition process. An openness towards negotiation and controversy has a central prominence. A direct consequence of this is how museums can better become arenas for discussions of social questions without denying the existence of power relationships and hierarchies in a museum’s own work. The exhibition project „Places Tell (Migration-)History“ of the district museum Friedrichshain-Kreuzberg is facing these problems.

EINLEITUNG	2
1. WAS MACHT MIGRATION MIT DEM MUSEUM – NATION, REPRÄSENTATION, VERHANDLUNG?	6
1.1 Nation	9
1.1.1 Inszenierung der Nation und das Museum.....	9
1.1.2 Ein neues transnationales „Wir“ im deutschen Museum?.....	12
1.2 Repräsentation	14
1.2.1 Museum im Wandel.....	14
1.2.2 Kritik der Repräsentation.....	15
1.2.3 Kritik der Kritik und zurück	17
1.3 Verhandlung	19
1.4 Die Herausforderungen	22
2. DAS AUSSTELLUNGSPROJEKT „ORTE ERZÄHLEN (MIGRATIONS-) GESCHICHTE“ – INSTITUTION, PROJEKT, WORKSHOP	25
2.1 Die Institution – das Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg	27
2.1.1 Exkurs I: Das Ausstellungsprojekt „Wir waren die ersten ... Türkiye‘ den Berlin‘e“	28
2.1.2. Exkurs II : Das „Projekt Migration“ – Transnationale Wissensproduktion.....	33
2.2 Das Projekt – die Ausstellung „Orte erzählen (Migrations-)Geschichte“	37
2.3 Der Workshop – die Werkstatt „Erinnerungsorte und kulturelle Vielfalt“	41
3. WIE, WAS, WEN REPRÄSENTIEREN?	44
3.1 Wie darstellen? – Stereotypen, Differenzordnungen, Kämpfe	46
3.1.1 Stereotype als Träger von Bedeutung	47
3.1.2 Die Alltäglichkeit von Differenzordnungen	49
3.1.3 Das Kulturelle ist politisch.....	51
3.1.4 Kämpfe als Gegenbewegung	53
3.1.5 Kämpfe um die symbolische Ordnung	55
3.2. Wer spricht wie für wen? – SprecherInnen, ExpertInnen, InformantInnen	57
3.2.1 Die SprecherInnen	58
3.2.2 Wie wird man zum/zur (Migrations-)Experten/Expertin?.....	63
3.2.3 InformantInnen.....	65
3.2.4 Die „authentische“ Stimme.....	67
3.3 Was ist (Migrations-)Geschichte? – Sondergeschichte, Inklusion, Erinnerung	70
3.3.1. Über (Migrations-)Geschichte sprechen, besonders oder inklusiv?.....	71
3.3.1.1 Multikulturalismus	72
3.3.1.2 ... und Diversity	74
3.3.1.3 Die geschichtliche Macht der Differenz	75
3.3.1.4 Kreuzberg – eine Mutlikulti-Idylle?	77
3.3.1.5 Strategiesuche	79
3.3.2 Erinnerung sichtbar machen?	81
3.3.2.1 Was ist Erinnerung?.....	81
3.3.2.2 Was ist ein Erinnerungsort?	83
3.3.2.3 Wessen Erinnerung?.....	85
3.3.2.4 Die andere Seite der Erinnerung?	88
4. SCHLUSSBETRACHTUNG	90
LITERATUR	94

EINLEITUNG

Der Umgang von Museen mit Migration und Migrationsgeschichte wird im internationalen Kontext seit Jahrzehnten diskutiert. In Deutschland wurde die Beschäftigung mit diesem Thema dagegen erst in den 1990er Jahren in der Ausstellungslandschaft sichtbar. Als Vorreiter ist hier der Kölner Verein DoMiT – Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei – zu nennen, der sich 1990 als Selbstorganisation von MigrantInnen¹ gründete und sich für die Einrichtung eines Migrationsmuseums in Deutschland engagierte.² 1998 organisierte DoMiT in Zusammenarbeit mit dem Ruhrlandmuseum die erste überregional beachtete Ausstellung zu Migration mit dem Titel „Fremde Heimat. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei“.³ In der Folge beschäftigte sich eine stetig wachsende Anzahl von Ausstellungen mit der Geschichte und Realität von Migration in Deutschland, mit migrantischen Lebenspraktiken und Arbeitsformen und vor allem mit deren Anteil an bundesdeutscher Kultur- und Zeitgeschichte.⁴

Obwohl Deutschland spätestens seit Anfang des 20. Jahrhunderts in Folge von Krieg, Flucht und Vertreibung zum Einwanderungsland geworden war, wurde das Thema Migration lange nicht kulturpolitisch aufgegriffen. Offiziell wurde Einwanderung als zeitlich begrenztes Phänomen betrachtet, von dem das nationale Selbstbewusstsein und Wir-Gefühl unberührt blieb. Der Begriff „Gastarbeiter“, mit dem seit den 1960er Jahren ArbeitsmigrantInnen in Deutschland bezeichnet werden, ist beispielhaft für diese Betrachtungsweise: Er/Sie ist eine Person, die zu Gast ist, um hier zu arbeiten, dann aber selbstverständlich wieder abreist und nach Hause zurückkehrt.⁵

Als 2004 im Rahmen einer umfassenden Reform bundesdeutscher Migrationspolitik das Zuwanderungsgesetz verabschiedet und damit die Anerkennung Deutschlands als

¹ In der Arbeit wird durchgängig die Gender sensible Schreibweise -Innen verwendet.

² Inzwischen ist daraus das „Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e.V.“ geworden, das nun in Köln angesiedelt ist. Es ist als Selbstorganisation von MigrantInnen zur Dokumentation der eigenen Geschichte nach wie vor einzigartig in Deutschland. Zur Geschichte des Vereines und seinen Zielen vgl. <http://www.domid.org/>.

³ Vgl. dazu Aytaç ERYILMA und Mathilde JAMIN (Hg.), Fremde Heimat – eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei/Yaban, Silan lour – Türkiye’den Almaya’ya Göçün Tarihi, Essen 1998.

⁴ Dieses verstärkte Aufgreifen des Themas Migration in der Museumslandschaft ist auch im Kontext der in den 1990er Jahren im Nach-Wende-Deutschland vehement geführten Diskussion über Migrationspolitik zusehen, die u.a. Asylgesetzgebung, die Abschaffung des Ausländergesetzes, die damit einhergehenden Einschränkungen von Bürgerrechten für Nicht-Deutsche und die Änderung des Staatsbürgerschaftsrechtes zum Inhalt hatte.

⁵ Vgl. zur bundesdeutschen Migrationspolitik: Helmut DIETRICH, Ausländerpolitik in der Bundesrepublik Deutschland, in: Kölnischer Kunstverein, DOMIT – Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt a. M., Institut für Theorie der Gestaltung und Kunst/HGK Zürich (Hg.), Projekt Migration, Köln 2005, S. 290–297.

Einwanderungsland politisch festgeschrieben wurde, nahm sich das Deutsche Historische Museum in Berlin als Flaggschiff bundesdeutscher Kulturpolitik des Themas an und präsentierte eine Ausstellung mit dem Titel „Zuwanderungsland Deutschland. Migrationen 1500-2005“.⁶ Migration war offiziell im Museum angekommen. Seither erfährt die museale Auseinandersetzung von Migration hohe Aufmerksamkeit und wird z.B. von der Kulturstiftung des Bundes und der Bundeszentrale für politische Bildung – als zentrale Institutionen für kulturelle und politische Bildung in Deutschland – mit hoher Priorität gefördert.⁷

Die Literatur, die im deutschsprachigen Raum das Thema Migration aus museums-theoretischer Perspektive behandelt, ist überschaubar, auch wenn sich immer mehr internationale Tagungen mit dieser Fragestellung befassen. Zumeist handelt es sich um resümierende Gedanken zu vergangenen oder aktuell gezeigten Ausstellungen. Die Perspektiven auf „Migration im Museum“ sind dabei unterschiedlich. Zum einen wird diskutiert, welche Rolle das Museum bei der Konstruktion nationaler Identitäten spielt und wie es dazu beitragen könnte, die historische Anerkennung und Repräsentation von MigrantInnen im bundesdeutschen Geschichtsbild zu verankern. Zum anderen setzen sich die AutorInnen mit dem demokratischen Auftrag des Museums auseinander, als Institution sozialen Ausschlussmechanismen entgegenzuwirken und für kulturelle, aber auch soziale und politische Teilhabe aller Gesellschaftsmitglieder einzutreten.

Die vorliegende Arbeit versucht diese beiden Blickwinkel zu verbinden und auf repräsentationspolitische Fragen zuzuspitzen. In Kapitel 1 gehe ich davon aus, dass Migrationsbewegungen Wahrheitsregime und Repräsentationsverhältnisse im Museum in Frage stellen: Produzierte Selbstverständlichkeiten, welche gesellschaftlichen Gruppen sich dort wie repräsentieren können, oder auch hegemoniale Deutungen, wer die historischen AkteurInnen bundesdeutscher Geschichte sind. Zudem hat sich die Museums-Öffentlichkeit verändert: Menschen mit unterschiedlichem ethnischen, kulturellen und sozialen Hintergrund sind zu bedenken. Welche Herausforderungen diese Entwicklungen im Museumsalltag beinhalten, wird entlang der Begriffe Nation, Repräsentation und

⁶ Vgl. zur Ausstellung: Rosmarie BEIER-DE HAAN (Hg.), Zuwanderungsland Deutschland. Migrationen 1500–2005, Berlin 2005.

⁷ Im Rahmen des „Nationalen Integrationsplanes“ hat die Kulturstiftung des Bundes 2008 einen neuen Schwerpunkt auf Themen der kulturellen Integration von MigrantInnen gelegt. Vgl. Nationaler Integrationsplan Themenfeld 6: „Kultur und Integration“ Zwischenbilanzierung, http://www.bundesregierung.de/nsc_true/Content/DE/___Anlagen/IB/zwischenbilanz-ag6.property=publicationFile.pdf/zwischenbilanz-ag6 (20.9.2010).

Verhandlung diskutiert. Historisch ist das Museum dicht mit dem Nationalstaat verwoben, welche (neuen) Aufgaben stellen sich in einer globalisierten Welt (Kapitel 1.1.)? Wie wirkt sich die Neuzusammensetzung europäischer Migrationsgesellschaften auf Fragen der Repräsentation im Museum aus (Kapitel 1.2)? Und wie wird die Museumsarbeit konzeptionell neu gedacht, um sich diesen Veränderungsprozessen zu stellen (Kapitel 1.3.)? Anhand dieser Fragen werden die repräsentationspolitischen Herausforderungen für eine museale Aufarbeitung von Migration herausgearbeitet, die nicht nur die Ausstellung als Produkt, sondern die gesamte Museumspraxis betreffen: Was ist wie darzustellen und wer kann wen, wie vertreten (Kapitel 1.4)?

Ausgehend von diesen Fragestellungen untersuche ich in Kapitel 2 und 3 den Entstehungsprozess eines konkreten Projekts, das sich vor dem beschriebenen Problemhintergrund für ein inklusives, die „Betroffenen“ einbeziehendes Konzept entschieden hat: Die Ausstellung „Orte erzählen (Migrations-)Geschichte“. Sie wird 2011 anlässlich des 50. Jahrestages des Anwerbeabkommens der Bundesrepublik Deutschland mit der Türkei im Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg⁸ gezeigt und befindet sich gegenwärtig im Entstehungsprozess. Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist der vom Museum veranstaltete Konzeptworkshop „Erinnerungsorte und kulturelle Vielfalt“, an dem ich teilgenommen habe. Den in Kapitel 1 theoretisch herausgearbeiteten Fragestellungen soll anhand der Ausstellungspraxis nachgegangen werden, und ihre konzeptionelle Reichweite – ausgehend von realen Schwierigkeiten und Handlungsspielräumen – geprüft werden.

Zunächst werden in Kapitel 2 die Rahmenbedingungen, Voraussetzungen und Ansprüche des Ausstellungsprojektes und des Workshops geklärt. Die Arbeitsweise des Kreuzberg Museums, Akteure aus dem Bezirk weitgehend in den Kuratierungsprozess einzubeziehen, wird dargestellt und mit dem „Projekt Migration“ um ein Praxisbeispiel ergänzt, das ebenfalls Strategien alternativer Wissensproduktion in den Mittelpunkt stellte (Kapitel 2.1). Im Anschluss werden konzeptionellen Ansprüche der Ausstellung „Orte erzählen (Migrations-) Geschichte“⁹ anhand der entwickelten Fragestellungen zu Repräsentation dargestellt (Kapitel 2.2) und der Verlauf des Workshop geschildert (Kapitel 2.3).

⁸ Nach der Bezirksreform in Berlin 2004 wurde das Bezirksmuseum Friedrichshain aufgelöst und in das Kreuzberg Museum integriert. Im Weiteren wird die Institution als Kreuzberg Museum bezeichnet, da es (bis jetzt) vor allem unter diesem Namen in Erscheinung tritt.

⁹ Das Ausstellungsprojekt wurde mit dem Titel „Migration schreibt Geschichte“ bewilligt und von den Kuratorinnen nach Beeinigung der Workshop-Phase mit dem neuen Titel „Orte erzählen (Migrations-)Geschichte“ konkretisiert. Im Weiteren wird der aktuelle Name verwendet.

Ausgehend von der Praxis im Workshop wird in Kapitel 3 ein theoretisches Instrumentarium entwickelt, mit dem die Fragen, Probleme und Widersprüche bearbeitet werden können, die sich im Prozess des Sprechens/der Darstellung von/über Migration im Museum als bedeutsam erwiesen: Wie entsteht die symbolische Ordnung und welche Kämpfe werden um Repräsentationsverhältnisse ausgefochten (Stuart Hall)? Welche Rolle spielen politische Machtverhältnisse für das Feld der Kultur (Edward Said)? (Kapitel 3.1) Wer spricht in der gegenwärtigen Gesellschaft wie über Migration und wer gilt als ExpertIn (Gayatri Spivak)? (Kapitel 3.2) Wie kann über Stadtteilgeschichte unter dem Aspekt von Migration gesprochen werden, ohne eine Sondergeschichte zu erzählen? Und welche Rolle kommt dabei dem Konzept der *Erinnerungsorte* zu, das für die Ausstellung gewählt wurde (Maurice Halbwachs)? (Kapitel 3.3)

Schon der Versuch über Migration zu schreiben eröffnet den Problemhorizont, der im Folgenden in der Arbeit eine große Rolle spielen wird: Wie kann ohne markierende Fremdbezeichnungen über Migration gesprochen werden, ohne gleichzeitig den politischen Skandal gesellschaftlichen Ausschlusses unsichtbar zu machen? Bisher gibt es dafür keine begriffliche Lösung. Zur Verfügung stehen: Einwanderer, (Im)MigrantInnen, Menschen (Deutsche) mit Migrationshintergrund. Ich verwende hier zumeist entweder MigrantInnen, da sich Menschen in diesem politischen Kampffeld meist selbst so bezeichnen,¹⁰ oder Deutsche mit Migrationshintergrund, um immer wieder über den Widerspruch migrantischer Existenz stolpern zu lassen, qua Staatsbürgerschaft oft deutsch zu sein, aber weiterhin als fremd markiert zu bleiben. Die Wortwahl bleibt immer problematisch. Gleiches gilt für die Bezeichnung „des Rests“ der deutschen StaatsbürgerInnen. Hier verwende ich neben Deutschen auch Mehrheitsdeutsche, auch wenn dieser Begriff impliziert, dass einige dazugehören und andere nicht. All diese *Problemstellungen* sind Ausdruck globaler Ungleichheitsverhältnisse und werden so lange *theoretisch* nicht zufrieden stellend zu lösen sein, bis diese praktisch überwunden sind. Bis dahin gilt es, auf Widersprüche hinzuweisen und nicht, sie begrifflich unsichtbar zu machen. Die Arbeit versteht sich in diesem Sinne als Diskussionsbeitrag zu einem Projekt, das sich für die gleichberechtigte kulturelle, soziale und politische Teilhabe jedes/jeder Einzelnen am gesellschaftlichen Leben einsetzt und erste Gehversuche in diese Richtung erprobt.

¹⁰ Vgl. dazu: kanak attak: <http://www.kanak-attak.de/ka/aktuell.html>.

1. WAS MACHT MIGRATION MIT DEM MUSEUM – NATION, REPRÄSENTATION, VERHANDLUNG?

Die Aufarbeitung des Themas Migration im Museum ist gesellschaftlich mit hohen Erwartungen belegt: Sie soll nicht weniger als die Herstellung eines neuen Wir-Gefühls und die Lösung sozialer Integrationsprobleme leisten. Ein zentrales politisches Thema der Gegenwart wird hier auf das Feld der Kultur verschoben. Nicht zuletzt von MigrantInnen-Communities selbst wird die Präsenz des Themas im Museum als Gradmesser dafür betrachtet, wieviel politisches Gewicht sie und ihre NachfahrInnen in Deutschland zugesprochen bekommen.¹¹

Zudem wird Museen und Ausstellungen die Rolle zugewiesen, die Zwiespältigkeit von gesellschaftlichem Einschluss und Ausschluss moderieren zu helfen, wie sie bundesdeutsche Migrationspolitik auszeichnet. Konkret sind dabei folgende Dimensionen zu betrachten: Demografische Prognosen nehmen an, dass im Jahr 2030 in Deutschland ca. 30 Prozent der Wahlberechtigten Einwanderer sein werden oder aus Einwandererfamilien stammen.¹² Der Umgang mit MigrantInnen und die Konstitution eines neuen Selbstverständnisses stellt damit für die Bundesrepublik die zentrale gesellschaftspolitische Aufgabe der nächsten Jahrzehnte dar. Seit Gründung der BRD betrachtet die Politik MigrantInnen vornehmlich als sozial- und sicherheitspolitisches Problem und verweigert ihnen weitgehend eine gleichberechtigte Teilhabe in Form politischer, sozialer und kultureller Rechte. Dieser Zugang ist bis heute gültig.¹³ Die Etablierung einer migrantischen Mittelschicht blieb demzufolge aus. Vielmehr bildete sich eine migrantische Unterschicht heraus, die gesellschaftlich ausgeschlossen ist und sich nicht in gesellschaftliche Mehrheitsprojekte integrieren lässt.¹⁴

¹¹ So z.B. von der Initiative für ein Migrationsmuseum in Deutschland DoMiD e.V., vgl. dazu: Jan MOTTE, Rainer OHLINGER, Kulturpolitische Strategien in der Einwanderungsgesellschaft – Zur Konzeption eines Migrationsmuseums, <http://www.domid.org/pdf/Thesen%20Motte%20Ohliger%20Workshop%202004.pdf> (15.6.2010).

¹² 2005 hat das Statistische Bundesamt im Rahmen des Mikrozensus 2005 erstmals die Anzahl der „Menschen mit Migrationshintergrund“ ermittelt. Von ca. 82 Mio. in Deutschland lebenden Menschen haben etwa 15,3 Mio. Migrationshintergrund. Dies sind knapp 19 % der Gesamtbevölkerung, darunter 9 % nicht deutsche Staatsangehörige und 10 % deutsche Staatsangehörige. Werden Einwanderer und deren Kinder dazugezählt, sind dies 2010 um die 40% der unter Vierzigjährigen. Vgl. dazu: Statistisches Jahrbuch 2009, www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Navigation/Publikationen/Querschnittsveroeffentlichungen/JahrbuchDownlads,templateld=renderPrint.psm1__nnn=true, S. 48–51 (15.6.2010).

¹³ 2005 wurde das Ausländerzentralregister durch das neu geschaffene „Bundesamt für Migration und Flüchtlinge“ ausgebaut, der *Anti-Terror-Kampf* erlaubt aktuell die Abschiebung auf Verdacht („Tatsachen gestützte Gefahrenprognose“). Vgl. dazu: BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG, Info 05.04 Zuwanderungs- und Aufenthaltsgesetz, http://www.bpb.de/popup/popup_grafstat.html?url_guid=GN4EHG (6.6.2010).

¹⁴ Vgl. dazu: Kien NGHI HA, Verschleppte Geschichten: Arbeitsmigrationspolitik und koloniale Einschreibungen, in: Stimme von und für Minderheiten Nr 51, <http://minderheiten.at/stat/stimme/stimme51i.htm> (7.6.2010).

Dem gesellschaftlichen Ausschluss wird in den letzten Jahren der Wunsch nach Einschluss zur Seite gestellt: Unter anderem im Nachgang der Finanzkrise seit 2009 und dem neuerlichen konjunkturellen Aufschwung gibt es einen akuten Mangel an Fachkräften. Einverleibung und ökonomische Verwertung migrantischer Arbeitskraft sind die Folge.¹⁵ Internationale Konkurrenz legt nahe, für Migration zu werben und diese attraktiv zu machen.¹⁶ Die neue Migranten-Schicht wird als Ressource erkannt: Produktive Nutzung von *Diversity*¹⁷ und die Erschließung von KonsumentInnenreservoirs durch „ethnisches Marketing“¹⁸ scheinen das Gebot der Stunde zu sein.¹⁹

Diese Gleichzeitigkeit von Einschluss und Ausschluss in der deutschen Migrationsdebatte sollen Initiativen auf dem Feld der Kultur moderieren helfen. Damit ist nun auch in Deutschland eine Auseinandersetzung mit dem Umgang von Museen mit Migration und Migrationsgeschichte angekommen, die international bereits seit den 1960er Jahren von großer Bedeutung ist. Einerseits spiegeln sich in ihr die gesellschaftspolitischen Debatten wider, die aktuell sehr kontrovers um den Umgang mit Deutschlands Realität als Einwanderungsland geführt werden. Sie werfen die Frage nach der Gültigkeit national-staatlicher Identität und der Formierung eines neuen deutschen Selbstverständnisses auf. Andererseits sind Migrationsprozesse selbst eine Herausforderung für die Institution Museum.

ERSTENS ist die Legitimationsgeschichte des Museums eng mit der des Nationalstaats verbunden, dessen Bedeutung in einer globalisierten Welt abnimmt. Damit stellt sich die Frage, welche (neuen) Aufgaben dem Museum in dieser veränderten Situation zukommen. (Kapitel 1.1)

¹⁵ So thematisiert z.B. die FDP nahe Friedrich-Naumann-Stiftung die Verknappung qualifizierter Arbeitskräfte durch den demografischen Wandel und spricht sich für die Zuwanderung entsprechender Arbeitskräfte aus. Vgl. dazu: Gérard BOKENKAMP, Demografischer Wandel und Fachkräftemangel, in http://www.freiheit.org/files/100/05_DeographischerWandel_und_Fachkraeftemangel.pdf (7.6.2010).

¹⁶ Im Migrationsreport 2008 vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge gibt es erstmals einen gesonderten Abschnitt zum Thema Migration und Entwicklung, in dem die Möglichkeiten erörtert werden, u.a. die ökonomischen Vorteile von Migrationsbewegungen nutzbarer zu machen. Vgl. dazu: BAMF, Migrationsbericht 2008, in: www.bamf.de/ctn_092/nn_442016/SharedDocs/Anlagen/DE/Migration/Publicationen/Forschung/Migrationsberichte/migrationsbericht-2008.html?__nnn=true (5.7.2010).

¹⁷ Diversity Management versucht die kulturellen Ressourcen von Arbeitskräften in Teams für die Unternehmen produktiv zu machen. Vgl. dazu: HEINRICH BÖLL STIFTUNG, Diversity Management, http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_71.asp (4.7.2010)

¹⁸ Daimler Chrysler hat z.B. eine neue Werbekampagne für Mercedes Benz speziell für türkischstämmige Deutsche erdacht. Vgl. dazu: BRIAN HEUMANN CONSULTING, Ethnisches Marketing, <http://brian-heumann.com/wordpress/?p=146> (5.7.2010)

¹⁹ Vgl. zur kritischen Diskussion und antirassistischen Strategie-Entwicklung auf Grundlage dieser Gleichzeitigkeit: Fatima EL-TAYEB, Encarnación GUTIÉRREZ RODRIGEZ, Hito STEYERL im Gespräch mit Kien NGHI HA, Das hippe Verlangen nach Otherness, in: Kölnischer Kunstverein, DOMIT – Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt a. M., Institut für Theorie der Gestaltung und Kunst/HGK Zürich (Hg.), Projekt Migration, Köln 2005, S. 226–235.

ZWEITENS stehen durch die Neuzusammensetzung europäischer Gesellschaften Repräsentationsverhältnisse in Frage – wer kann und darf sich im Museum darstellen, wer bestimmt die Inhalte und wer bleibt ausgeschlossen? (Kapitel 1.2)

DRITTENS stellt die Prozesshaftigkeit gesellschaftlicher Verhältnisse, die u.a. in Migrationsbewegungen offenkundig wird, das Museum als Wahrheitsinstitution auf den Prüfstand und erzwingt seine Öffnung für die Neuverhandlung der Museumsarbeit und -inhalte. Will sich das Museum diesen Auseinandersetzungen stellen, verlangt dies nach neuen Konzepten. (Kapitel 1.3)

Diesen Herausforderungen wird sich jede Ausstellung in diesem Themenfeld zu stellen haben. (Kapitel 1.4) Sie werden im Folgenden unter den Stichworten: Nation – Repräsentation – Verhandlung diskutiert. Damit wird ein Diskussionshorizont für die Betrachtung des Ausstellungsprojektes „Orte erzählen (Migrations-)Geschichte“ geschaffen, die im 2. Kapitel anschließt.

1.1 Nation

Die Realität von Globalisierung und Migration weist darauf hin, dass der Nationalstaat als Regulationsweise aber auch als soziales, politisches und kulturelles Koordinatensystem nachhaltig ins Wanken gerät. Dies hat wesentliche Implikationen für das Museum. Denn dessen Selbstverständnis ist eng mit der Herausbildung von Nationalstaatlichkeit und nationaler Identität im 18. und 19. Jahrhundert verbunden. Diese Entwicklung stellt die Legitimation des Museums in Frage, eröffnet aber auch die Chance einer Neudefinition als Institution, die an der Formulierung eines transnationalen und transkulturellen Verständnisses von Gesellschaft mitarbeitet.²⁰ Gerade in der musealen Auseinandersetzung mit Migration spielt also das Wissen um die historischen Rolle und Konstituiertheit des Museums eine wichtige Rolle und soll daher im Folgenden kurz dargestellt werden.

1.1.1 Inszenierung der Nation und das Museum

In der französischen Revolution wurden die vormals dem Privatvergnügen und der Repräsentation des Adels vorbehaltenen Sammlungen von Kunst- und Kulturgütern für das *Volk* geöffnet. Das Museum wurde damit zum symbolischen Ort der sozialen, politischen und kulturellen Teilhabe des Volkes am Staatsgeschehen.²¹ In diesem Augenblick entstand eine (Museums-)Öffentlichkeit,²² die sich kollektiv den bürgerlichen Idealen und der Staatsbürgerschaft verpflichtet sah und sich als nationale Einheit begriff. Gleichzeitig kam dem Museum von diesem Zeitpunkt an die Funktion zu, nationale (Ursprungs-)Geschichte zu schreiben und damit nationale Identität zu (re-)produzieren.²³

Nach Benedict Anderson beruht nationale Identität darauf, dass „im Kopf eines jeden die Vorstellung von Gemeinschaft existiert“.²⁴ Jedes Gemeinschaftsmitglied ordnet sich also dem gleichen Bezugssystem zu, auch ohne sich persönlich zu kennen. Das Gefühl von (familiärer) Zugehörigkeit innerhalb nationaler Grenzen kann nur dauerhaft aufrecht erhalten

²⁰ Vgl. dazu: Sharon J. MACDONALD, Museums, national, postnational and transcultural identities, <http://www.le.ac.uk/ms/m&s/issue%201/mands1.pdf> (20.6.2010).

²¹ Betrachtet man mit Nora Sternfeld die Öffnung des Museums, wie sie in der französischen Revolution ihren Anfang nimmt im Kontext anderer Ansätze der Volksbildung Ende des 19. Jahrhunderts, so wird deutlich, dass diese mehr davon motiviert waren, das *Volk* in die Gesellschaft einzugliedern, als einen Lernprozess zu ermöglichen. Vgl. dazu: Nora STERNFELD, Der Taxispielerrick. Vermittlung zwischen Selbstregulierung und Selbstermächtigung, S. 18–21, in: Beatrice JASCHKE, Charlotte MARTINEZ-TUREK, Nora STERNFELD (Hg.), Schnittpunkt, Wer spricht? Autorität und Autorschaft in Ausstellungen, Wien 2005, S. 15–33.

²² Diese politische Öffentlichkeit trägt die Spuren ihrer Geschichte und ist von der oben genannten Gleichzeitigkeit symbolischer Beteiligung und faktischen Ausschlusses des Volkes durchdrungen.

²³ Benedict ANDERSON, Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt/New York 1996, S. 163–164.

²⁴ ANDERSON, Die Erfindung der Nation, a.a.O., S. 15.

werden, wenn sie individuelle Identifikation ermöglicht, also anschlussfähig an die Erfahrung der Einzelnen bleibt und reale soziale Beziehungen zu ersetzen vermag. Diesen Ersatz individueller Sozialerfahrung gewährleistet die im Museum inszenierte Kultur – ein Bündel von geteiltem Wissen, gemeinsamen Repräsentationen, Ritualen und Symbolen. Als Identitätsmaschine²⁵ wurde das Museum ein wichtiger Faktor zunächst west-europäischer, dann globaler Nationalstaats- und Identitätsbildung.²⁶ Museen waren den Idealen von „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ verpflichtet, aber gleichzeitig Orte feudaler Macht und bürgerlicher Deutungshoheit.²⁷ Gerade als Symbol für eine Revolution des Volkes war das Museum besonders geeignet, als Agentur dieser neuen Denk- und Handlungsweise von Volk und Nation zu fungieren.²⁸ Museen inszenierten die je eigene Kultur als gemeinschaftsstiftende Grundlage des Nationalstolzes. Sie waren ein zentraler Ort, an dem nationale Identität als das „Wir“ europäischer Gesellschaften symbolisiert und nationale (Kultur-) Geschichte inszeniert wurden.²⁹ „Sie halfen zweierlei Gefühle zu befördern – von Stabilität und von Fortschritt. Sie halfen dabei, eine *wissenschaftliche* und *objektive* Sichtweise als Instanz zu etablieren – einen Blick, der seine eigene Positioniertheit zu vergessen vermochte. Sie halfen dabei, Identitäten als begrenzt und innerlich gebunden zu denken.“³⁰ Dabei konnte das Museum zwei Erzählungen gleichzeitig artikulieren: Zum einen die Einzigartigkeit der Nation in ihrer Geschichts- und Kulturentwicklung, zum anderen das Konzept der Nation als Endpunkt historischen Fortschritts.

Zur Reproduktion nationaler Identität war gleichzeitig das koloniale *Andere* von großer Bedeutung. Durch die Zurschaustellung von Fremdartigkeit und Differenz in Form von Gegenständen, Gebräuchen und Ritualen erhielt es im Museum seine Kontur und Vorstell-

²⁵ Vgl. dazu: Gottfried KORFF, Martin ROTH (Hg.), *Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik*, Frankfurt a. M./New York 1990.

²⁶ Diese Demokratisierung wurde schnell enteignet und die Prozesse verliefen – je nach historischem, sozialen und politischen Kontext – ganz unterschiedlich. In Deutschland z.B. wurde das Volk zunehmend an den neu gegründeten Museen beteiligt und dort repräsentiert. Gleichzeitig blieb es aber von der Entscheidungsmacht über die Museen und deren Präsentationen ausgeschlossen. Die Museen blieben aristokratisch. Ausnahmen bildeten in Deutschland lediglich einzelne städtische Museen, in denen es ausschließlich bürgerliche Repräsentationen zu finden gibt, wie z.B. Frankfurt, Hamburg oder Bremen. Michael Kamp beschreibt diesen Prozess beispielhaft für Münchner Museen. Vgl. dazu: Michael KAMP, *Das Museum als Ort der Politik – Münchner Museen im 19. Jahrhundert*, http://edoc.ub.uni-muenchen.de/4080/1/Kamp_Michael.pdf (5.8.2010). Auch ist diese Entwicklung alles andere als bruchlos und auch nicht immer erfolgreich. Hier ist lediglich die konstitutive Verbundenheit der Herausbildung des Nationalstaates und des modernen Museums von Interesse.

²⁷ Zu nennen wären die großen europäischen Museen: Altes Museum in Berlin, National Gallery in London, Rijksmuseum in Amsterdam, Neue Eremitage in St. Petersburg, Kunsthistorisches Museum in Wien.

²⁸ Sicherlich gilt dies nicht für alle Museen und hat auch nicht immer funktioniert. Dennoch ist es für ein Verständnis des Museums wichtig herauszustellen, was sie so geeignet dafür machte, Identitätsarbeit zu leisten.

²⁹ Vgl. zum Verhältnis von Museum und Nation Tony BENNETT, *The Birth of the Museum. History, Politics, Theory*. London/New York 1995. S. 141f. Bennett verbindet Andersons Überlegungen mit den hegemonie-theoretischen Überlegungen von Nicos Poulantzas zum Staat, vgl. dazu: Stuart HALL, Alan HUNT, Interview with Poulantzas, in: *Marxism today*, 1979, www.amielandmelburn.org.uk/collections/mt/pdf/07_79_194.pdf (25.6.2010).

³⁰ MACDONALD, *Museums, a.a.O.*, S. 4 [übersetzt Julia Schnegg].

barkeit. Zudem erlaubte das Sammeln von Artefakten anderer Kulturen besonders den Kolonialnationen, ihre Macht auch außerhalb nationaler Grenzen zu veranschaulichen und die Bändigung des Ausgestellten – symbolisiert in der Musealisierung – zu demonstrieren. Das Museum präsentierte sich demnach bisher als ein Koordinatensystem nationaler und ethnischer Unterscheidungen, innerhalb derer politische Macht- und Herrschaftsverhältnisse artikuliert werden (können). Diejenigen, die sich entweder außerhalb dieser Zuordnungen bewegen – wie z.B. MigrantInnen – oder die im Zuge internationaler Arbeitsteilung und kolonialer Aneignungsprozesse unterworfen wurden, werden in dieser Darstellung abgewertet oder bleiben gänzlich ausgeschlossen. Dies schafft umgekehrt eine politische Legitimationsgrundlage für die Nicht-Gewährung gesellschaftlicher Teilhabe. Gleichzeitig setzte das Museum die Vorstellung von bürgerlicher Emanzipation mit durch, die sich im Verlauf der französischen Revolution etablierte: Eine Position ist dann anerkannt, wenn sie politisch repräsentiert ist und so die Möglichkeit hat, auf Mehrheitsverhältnisse einzuwirken. Die noch nicht anerkannte Minderheitenposition muss sich erst nach bestimmten Vorstellungen als politisches Subjekt im modernen Sinne – als selbstbewusste/r und selbstgewisse/r TrägerIn intentionalen Handelns – formieren, um einen Anspruch auf politische Repräsentation zu bekommen. Der Grad an Emanzipiertheit macht sich dann umgekehrt daran fest, wer es schafft sich im Museum als repräsentationswürdig darzustellen. Wer ausgeschlossen bleibt, scheint umgekehrt die Kriterien von Emanzipation nicht zu erfüllen. Im Museum wird also festgelegt, was emanzipiert und was unemanzipierte Subjekte sind. Gleichzeitig wird ein Abgrenzungsmoment der Emanzipierten gegenüber den Unemanzipierten geschaffen.³¹

Aktuell schwimmen die Umrisse der im Museum inszenierten Gemeinschaft. Migration spielt dabei eine besondere Rolle: Denn sie „ist nicht allein ein Prozess des Überschreitens von Grenzen, sondern ein Phänomen, das die Thematisierung und Problematisierung von Grenzen nach sich zieht und damit ihre Infragestellung betreibt, ebenso wie ihre Stärkung.“³² Die Zusammensetzung der Bevölkerung westeuropäischer Länder, wie beispielsweise Deutschland, liegt zu immer größeren Teilen quer zu nationalstaatlichen Grenzen. Durch

³¹ Mariá do Mar CASTRO VARELA, Vom Sinn des Herum-Irrrens. Emanzipation und Dekonstruktion, in: Claudia KOPPERT, Beate SELDER (Hg.), Hand aufs dekonstruierte Herz. Verständigungsversuche in Zeiten der politischen-theoretischen Selbstabschaffung von Frauen. Königstein im Taunus 2003, S. 91–115.

³² Anne BRODEN, Paul MECHERIL (Hg.), Re-Präsentationen – Dynamiken der Migrationsgesellschaft, Düsseldorf 2007, S. 8.

gesellschaftliche Veränderungsprozesse, wie Migration und Flucht,³³ aber auch Tourismus und Kulturindustrie werden territorial gebundene und abgrenzbare Gruppenidentitäten in Frage gestellt.³⁴ Ihre Grenzen werden neu verhandelt. Das betrifft ebenso alle anderen Grenzen, entlang derer gesellschaftlicher Ein- und Ausschluss definiert wird – auch jene des Museums als Ort der Identitätsbildung und der nationalen Repräsentation.³⁵

1.1.2 Ein neues transnationales „Wir“ im deutschen Museum?

Deutschland sucht nach einem „neuen Wir“ und somit nach einer „neuen kollektiven Identität in der Einwanderungsgesellschaft“.³⁶ Das Museum ist historisch dafür prädestiniert, sich auf die Suche nach einem neuen Verständnis von Geschichte und Kultur zu begeben. Es kann zu einem Ort werden, an dem diese Fragen verhandelt werden. Infolgedessen verändert es sich aber grundlegend, denn damit „wird ihre Organisationsstruktur als Sammlung zu einem immer neu verhandelten historischen, politischen und moralischen Verhältnis – ein mit Macht aufgeladenes Set von Vermittlungen, von Drücken und Ziehen.“³⁷ Die Suchbewegung des Museums findet nicht im machtleeren Raum statt, sondern ist immer eingebunden in die eigene Legitimationsgeschichte und durchzogen von Machtverhältnissen. Dies bedeutet für die museale Auseinandersetzung mit Migration zweierlei:

ZUM EINEN unterstützt sie die politisch Machthabenden an ihrer Hegemoniefähigkeit zu arbeiten, die u.a. durch Migration in Frage steht. Dazu müssen ihre Interessen als Allgemeine formuliert und ihre politischen und ökonomischen Vorgaben kulturell verankert werden. Die Einbeziehung eines Teils der Minoritäten, beispielsweise von MigrantInnen, und das Einverleiben von Kritik an bestehenden Repräsentationsverhältnissen ist immer Teil dieses Prozesses. Er beinhaltet z.B. den produktiven Umgang mit den Forderungen nach Anerkennung, kultureller Verschiedenheit oder nach Offenheit gegenüber kultureller und

³³ So stellen beispielsweise Diasporas die Einheit des Nationalstaates in Frage, indem sie – transnational – soziale Verbindlichkeiten oft über Generationen aufrecht erhalten. Vgl. zu diesem Prozess James CLIFFORD, *Routes – Travel and Translation in the Late Twentieth Century*, Cambridge 1997, S. 250f.

³⁴ Arjun APPADURAI, *Globale und ethnische Räume. Bemerkungen und Fragen zur Entwicklung einer transnationalen Anthropologie*, S. 11, in: Ulrich BECK (Hg.), *Perspektiven der Weltgesellschaft*, Frankfurt a. M. 1998, S. 11–40.

³⁵ Vgl. dazu: Rosmarie BEIER-DE HAAN, *Erinnerte Geschichte, inszenierte Geschichte. Ausstellungen und Museen in der zweiten Moderne*, Frankfurt a. M. 2005.

³⁶ Bundespräsident Johannes RAU, *Eröffnungsrede auf dem 44. Deutschen Historikertag in Halle (Saale) im September 2002*, in: Jan MOTTE, Rainer OHLINGER, *Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft, Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik*, Essen 2004, S. 9.

³⁷ James CLIFFORD, *Museum as contact zone*, in: James CLIFFORD, *Routes – Travel and Translation in the Late Twentieth Century*, Cambridge 1997, S. 192f [übersetzt von Julia Schnegg].

sozialer Diversifizierung.³⁸ Jede museale Beschäftigung mit Migration findet sich in diesen Widersprüchen und Kämpfen wieder und wird damit umgehen müssen.

ZUM ANDEREN kann die historisch legitimierte Position des Museums als gesellschaftlich anerkannte Institution der Wahrheits- und Wissensproduktion auch gegenhegemonial genutzt werden. Nach wie vor versprechen sich viele vom Museum, dort „eine vorgeordnete Denk- und Argumentationsweise“ vorzufinden, „die zumindest in hohem Maß gesichert ist, aus einem Wissen resultiert, das überprüft, seriös, korrekt, rational bzw. tradiert ist.“³⁹ In dieser Funktion kann es Partei ergreifen im Kampf um kulturelle, soziale und politische Teilhabe und mitarbeiten an einem Denken von sozialem Zusammenleben, das über das Nationale hinausgeht.⁴⁰ Die Aufgabe dieser transnationalen Museumspraxis wäre es dann, nationale Selbstvergewisserung nach den Bedingungen ihrer Konstruktion zu untersuchen und damit zu dekonstruieren. Der Fokus läge dabei auf sozialen Veränderungsprozessen und Widersprüchen. Initiativen, wie das „Projekt Migration“ (Kapitel 2.2),⁴¹ haben versucht, konsequent diesen Weg einzuschlagen.

In seiner historischen Symbolkraft kann das Museum ein Ort der Kreation und Erprobung post-nationaler Identitäten werden. Eine Migrationsausstellung wäre ein geeigneter Ort, das Potenzial der gegenwärtigen Migrationsgesellschaften darzustellen und „gängige kulturelle Identitätskonstrukte durch Identitäten abzulösen, die auf Heterogenität und Grenzüberschreitung basieren, nicht auf Abgrenzung.“⁴² Das Museum könnte so „ein Laboratorium der Selbstermächtigung und Partizipation von Migranten“ werden und „hybriden Lebensentwürfen und transnationalen Lebensweisen“⁴³ einen Repräsentationsort schaffen – und damit zum „Ort des Utopischen“⁴⁴ werden.

³⁸ Mit Gramsci ist dies als „passive Revolution“ zu bezeichnen. Sie besteht in der Fähigkeit eines hegemonialen Projektes, „sich einen Teil der Antithese selbst einzuverleiben“ (Antonio GRAMSCI, Gefängnishefte Band 7, S. 1728, in: K. BOCHMANN, W. F. HAUG u.a. (Hg.), Antonio Gramsci, Gefängnishefte Band 1-9, Hamburg 1991ff). Es geht um die Frage, wie es gelingt, die alltäglichen Denk- und Handlungsweisen, die Selbst- und Weltbegegnung der Menschen so mit den Notwendigkeiten der Produktionsweise und ihrer politisch-administrativen Regulation zu bringen, dass sich ein geschichtlicher Block herausbilden kann. Als geschichtlicher Block (an der Macht) bezeichnet Gramsci eine konkrete hegemoniale Konstellation, in der es einer führenden Gruppe gelingt, ihre Interessen als gesellschaftlich allgemein darzustellen und durchzusetzen.

³⁹ Eva STURM, Im Engpass der Worte. Sprechen über moderne und zeitgenössische Kunst, Berlin 1996, S. 20

⁴⁰ Vgl. dazu Sharon Macdonalds Ausführungen zur Arbeit des Kurators Nima Poovaya Smith in der „Transcultural Galleries“ in der Cartwright Hall in Bradford (England), die 1997 eröffnete. MACDONALD, Museums, a.a.O., S. 7f.

⁴¹ Vgl. dazu: <http://www.projektmigration.de/content/projekt.html> (10.5.2010) und Kapitel 2.1.

⁴² Aytac ERYILMAZ, Martin RAPP, Geteilte Erinnerungen, S. 585, in: Kölnischer Kunstverein/DOMIT – Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland/Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt a. M./Institut für Theorie der Gestaltung und Kunst/HGK Zürich (Hg.), Projekt Migration, Köln 2005, S. 578–585.

⁴³ ERYILMAZ, RAPP, Geteilte Erinnerungen, a.a.O. S. 585.

⁴⁴ Vgl. dazu: Michael FEHR, Kunst – Museum – Utopie, Kulturpolitische Mitteilungen, 1/2003, http://www.kupoge.de/kumi/pdf/kumi100/kumi100_38-40.pdf (2.8.2010). Vgl. zur Aufgabe des Museums als Laboratorium und Ort der Utopie: Pelin TAN, Interview with Charles Esche: utopia, local modernities, imagined public sphere, representation of singularities, the role of contemporary art, Istanbul/Eindhoven 2005, <http://translate.eipcp.net/Actions/practices/eindhoven-istanbul/interview#redir> (2.8.2010).

1.2 Repräsentation

Migration stellt das historische Selbstverständnis des Museums nicht nur in Frage und fordert zur Suche nach neuen Identitäten heraus. Die Vervielfältigung von kulturellen Bezugnahmen, die Neuzusammensetzung der Museumsöffentlichkeit oder die Forderungen von MigrantInnen, ihren Anteil an bundesdeutscher Geschichte angemessen in den Museen repräsentiert zu sehen, stellen auch neue Anforderungen an das Museum als Ort der Repräsentation. *Was wird wie* in bundesdeutschen Museen dargestellt und *wer* entscheidet darüber? Fragen die sich gerade deshalb so vehement stellen, da sich die Museumslandschaft seit den 1980er Jahren ohnehin in einem nachhaltigen Wandlungsprozess befindet, der international mit der New Museology verbunden ist.⁴⁵ Wie sich die Herangehensweise von Museen verändert und wie sich dies auf die Diskussion um Repräsentation auswirkt, soll im Folgenden dargestellt werden.

1.2.1 Museum im Wandel

Bleiben auch kulturpolitisch bedeutende Institutionen, wie das Deutsche Historische Museum in Berlin in ihrer Ausstellungspraxis relativ unberührt, verändert die New Museology Inhalt, Perspektive und Entstehungsweise vieler, vor allem kleiner Museen. Zwei Aspekte sind in diesem Zusammenhang von Bedeutung:

ERSTENS: Immer mehr Museen wenden sich von den großen Erzählungen und von Herrschaftsgeschichte ab und der Sozialgeschichte zu. Ausgehend von Geschichtswerkstätten und den neuen sozialen Bewegungen der 1980er Jahren tritt in der Geschichtsbetrachtung das Heldentum der großen (weißen) Männer zu Gunsten von Alltags- und Regionalgeschichte in den Hintergrund: Die Lebens-, Denk- und Arbeitsformen des Menschen *wie du und ich* stehen zunehmend im Fokus. Museen beschäftigen sich weniger mit Hochkultur und Tradition, als mit der Darstellung von alltagskulturellen Begebenheiten und Praktiken, ihrer historischen Wertung und Veränderung. Diese Vervielfältigung des Kanons bringt eine

⁴⁵ Der Begriff wurde von dem britischen Kunsthistoriker Peter Vergo mit seinem Buch „The New Museology“ (Peter VERGO, The New Museology, London 1989) in die Diskussion gebracht und ist Grundlage dessen, was heute Museum Studies genannt wird; laut Sharon Macdonald ein transdisziplinäres Feld ganz unterschiedlicher Zugänge. Die Ansätze der Museum Studies schlüsselt sie in ihrem Werk „Companion to Museum Studies“ auf. „Perhaps more than anything, museum studies today recognize (to use the plural now) the multiplicit and complexity of museums, and call for a correspondingly rich and multi-faceted range of perspectives and approaches to comprehend and provoke museums themselves.“ Sharon MACDONALD, A Companion to Museum Studies, Oxford 2006, S. 2. Zu den unterschiedlichen disziplinären Bezugspunkten und Beeinflussungen der Museum Studies siehe Kapitel 1: Perspectives, disciplines, concepts, in: MACDONALD, A Companion, a.a.O. S. 13–110.

Auffächerung der Museumslandschaft mit sich.⁴⁶ Der veränderte Blick auf das, was unsere Wirklichkeit konstituiert und wie sie sich darstellt, aber auch der Anspruch, das Alltägliche und kulturell Kleinteilige zu untersuchen, öffnet den Raum für vielfältige Erzählungen und Perspektiven – auch von MigrantInnen oder einzelnen Communities.

ZWEITENS: Diese kulturwissenschaftliche bzw. sozialhistorische Wende zieht einen *selbstreflexiven Turn* nach sich, der sich stark auf die Praxis im und um das Museum auswirkt.⁴⁷ Sein Kern ist die „Repräsentationskritik“.⁴⁸ Diese umfasst die Fragen, vom wem bestimmte Sichtweisen und Sinnzuschreibungen erzeugt werden, wie sie sich einschreiben und warum einige als Wahrheit betrachtet werden und andere nicht. Sie bezeichnet aber auch die Transformation des Museums von einem Ort, an dem über etwas gesprochen wird, zu einem Ort, der für jemanden spricht. Und das in seiner doppelten Bedeutung: als Fürsprache, also in Vertretung von bestimmten gesellschaftlichen Gruppen, die in der Öffentlichkeit an den Rand gedrängt werden und als Ausrichtung auf die BesucherInnen, für die eine Ausstellung konzipiert wird.⁴⁹

1.2.2 Kritik der Repräsentation

Die Kritik der Repräsentation auf der Ebene der Kulturproduktion ist dabei Teil einer umfassenden Kritik daran, dass die Stimmen bestimmter gesellschaftlicher Gruppen in der Öffentlichkeit an den Rand gedrängt oder gänzlich ausgeschlossen werden.⁵⁰ Gegenwärtige Politikkonzepte liberaler Demokratien werden damit als Verwaltungsformen sozialer Ungleichheitsverhältnisse kritisiert, die den realen Zugang zu politischer, sozialer und kultureller Teilhabe und damit die Verteilungsverhältnisse selbst gar nicht zur Verhandlung stellen. Im Rahmen dieser Repräsentationskritik wurde die Forderung nach einer Politik der Anerkennung laut, die nicht nur auf der Grundlage von Wahlrecht oder Staatsbürgerschaft, sondern auf der Grundlage eines gesellschaftlichen Selbstverständnisses basiert, das

⁴⁶ 95% der bundesdeutschen Museen sind seit den 1970er Jahren eröffnet worden. 2008 zählt das Institut für Museumsforschung Berlin 6.170 Museen. Vgl. dazu die statistischen Gesamterhebungen des Instituts für Museumsforschung Berlin, <http://www.smb.museum/ifm/index.php?ls=8&topic=Publikationen&subtopic%20=Materialien&lang=de&te=ja&tf=ja> (3.8.2010).

⁴⁷ Joachim BAUR, Die Musealisierung der Migration. Einwanderungsmuseen und die Inszenierung der multikulturellen Nation, Bielefeld 2009, S. 53.

⁴⁸ MACDONALD, A Companion, a.a.O., S. 3.

⁴⁹ Vgl. dazu: Stephen WEIL, From being about something to being for something: the ongoing transformation of the American museum. *Daedalus*, 128 (3), 1999, <http://www.highbeam.com/doc/1G1-56072148.html> (12.7.2010).

⁵⁰ BAUR, Die Musealisierung der Migration, a.a.O., S. 51–53, MACDONALD, A Companion, a.a.O., S. 1–4.

marginalisierten Gruppen und Identitäten systematisch gesellschaftliche Äußerungsmöglichkeiten und Teilhabe einräumt.⁵¹

Da das Museum – in seiner Geschichte und Gegenwart – als paradigmatischer Ort der Anerkennung und Identitätsbildung betrachtet wird, steht es im Fokus dieser Diskussion.⁵² Damit wird es nachhaltig politisiert: Wissen, das im Museum zur Schau gestellt und produziert wird, ist seines Objektivitätsanspruches beraubt. Die institutionelle Funktionsweise des Museums, seine Ausschlussmechanismen und seine Verwobenheit in gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse kommen in den Blick. Bestimmte Güter kultureller Produktion werden gesellschaftlich wertgeschätzt, in Museums-sammlungen aufbewahrt und in Ausstellungen präsentiert; andere werden dem Verlieren und Vergessen preisgegeben. Hier wird festgelegt, welche Identitäten anerkannt werden und zum kulturellen Erbe einer Gesellschaft werden. Anderen wird die Berechtigung verweigert, als potenzieller Teil der Tradition in den gesellschaftlichen Kanon aufgenommen zu werden.

Die Diskussion um Repräsentation wirft im Museumskontext also zum einen die Frage danach auf, wie Entscheidungen getroffen werden, die hinter der Auswahl von Sammlungsinhalten und -ankäufen, aber auch hinter dem Inhalt einer öffentlichen Zurschaustellung in Ausstellungen stehen. Was, wann und warum gesammelt und ausgestellt wird, was als gesichertes Wissen oder als „normal“ anerkannt wird und was nicht, wie und in welchem Kontext Gegenstände dargestellt werden – all diese Fragen finden große Beachtung.⁵³ Zum anderen fordert die Diskussion um Repräsentation dazu auf, zu hinterfragen, von wem diese Entscheidungen getroffen werden und wer, in welcher Weise miteinbezogen wird. Der gesamte Bereich der Repräsentation wurde als Teil des öffentlichen Raumes definiert, der – beispielsweise in Form einer proportionalen Darstellung von Frauen – zu demokratisieren sei. Kämpfe und Diskurse um internationale Ungleichheitsverhältnisse in Bezug auf Gender, Ethnizität und Klasse dienen damit als Hintergrund dieser Diskussion.⁵⁴ „Kurz gesagt, wurden Museen zu Orten, an denen einige der umstrittensten und heikelsten Fragen der Kultur und Epistemologie des ausgehenden 20. Jahrhunderts ausgefochten wurden.“⁵⁵

⁵¹ Dennoch ist in der Debatte die Frage des Wahlrechts für alle, die an einem Ort leben, in dieser Perspektive von der Debatte um Repräsentation nicht zu trennen.

⁵² MACDONALD, *A Companion*, a.a.O., S. 4.

⁵³ BENNETT, *The Birth of the Museum*, a.a.O., S. 102–105.

⁵⁴ Große Bedeutung hatten hier die theoretischen und praktischen Fragestellungen der sozialen Bewegungen der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts: Feminismus, Multikulturalismus, Postkolonialismus, Rechte von Schwulen und Lesben, BürgerInnen- und Menschenrechte, Körperpolitik und die Infragestellung von geistiger und körperlicher Normalität. Vgl. dazu: Andrew MILNER, Jeff BROWITT, *Contemporary Cultural Theory. An Introduction*, London/New York 2002.

⁵⁵ MACDONALD, *A Companion*, a.a.O., S. 4 [übersetzt von Julia Schnegg].

1.2.3 Kritik der Kritik und zurück

Seit den 1980er Jahren schlägt die Repräsentationsdebatte im Museumskontext in zwei widerstreitende Richtungen aus:

MUSEUM ALS STABILITÄTSFAKTOR

Die einen sprechen sich gegen diese Form der Politisierung des Museums aus. Sie machen sich dafür stark, das Museum als Ort zu betrachten, an dem Traditionen und Kulturschätze gesammelt und aufbewahrt werden und zur kollektiven Orientierung und Identitätsbildung einer Mehrheits- und Hochkultur ausgestellt werden – als Faktor sozialer Stabilität in Zeiten der Verunsicherung durch globale Veränderungsprozesse. Das Museum kompensiert hier den „Vertrautheitsschwund“ und erlaubt es „die fremd gewordene eigene Vergangenheit mit der eigenen Gegenwart zu verbinden, oder [...] auch die fremd gewordene Vergangenheit anderer mit ihnen in Verbindung zu halten“.⁵⁶ Oft vom Standpunkt einer festgeschriebenen Leitkultur ist die Aufgabe des Museums dadurch definiert, das Regelgerüst einer Gesellschaft – Verfassung oder christlicher Orientierung beispielsweise – zu (re-)präsentieren, also ein Ort der Selbstvergewisserung der Mehrheitsgesellschaft zu sein.⁵⁷

MUSEUM ALS POLITISCHER FAKTOR

Das Museum als einen Ort politischer Verhandlung nutzend, versuchten sich ganz unterschiedliche Gruppen und Communities in Ausstellungen hineinzureklamieren. Im deutschen Kontext wurden diese Auseinandersetzungen zum einen im Rahmen der Diskussion um NS-Gedenkstätten geführt. Dort forderten unterschiedliche (Opfer-)Gruppen, so z.B. Sinti und Roma, ihren Platz in der deutschen Erinnerungskultur als Akt der Anerkennung ein. Zum anderen brachten MigrantInnen immer vehementer die Forderung ein, Migrationsprozesse und ihre Geschichte in bundesdeutschen Museen aufzuarbeiten. Die Anerkennung als wichtiger Faktor im deutschen Kulturgeschehen wurde hier als Teil eines Kampfes für gesellschaftliche Teilhabe betrachtet.⁵⁸ Von dieser Seite werden drei

⁵⁶ Hermann LÜBBE, Der Fortschritt von gestern. Über Musealisierung als Modernisierung, S. 24, in: Ulrich BORSDORF, Heinrich Theodor GRÜTTER, Jörn RÜSEN (Hg.), Die Aneignung der Vergangenheit. Musealisierung und Geschichte, Bielefeld 2004, S.13–38.

⁵⁷ Vgl. dazu: Annette RÖLLMANN, Humanistische Leitkultur – Was die Gesellschaft zusammenhält, in: Das Parlament 11/ 2006, zur Diskussion über den Begriff der Leitkultur im Deutschen Historischen Museum Berlin zwischen dem damaligen Bundestagspräsident Norbert Lammert (CDU) und dem früheren Kulturstaatsminister und Professor der politischen Theorie und Philosophie, Julian Nida-Rümelin (SPD), die von Thomas Krüger, dem Präsidenten der Bundeszentrale für politische Bildung, moderiert wurde. <http://www.bundestag.de/dasparlament/2006/11/Panorama/003.html> [20.7.2010].

⁵⁸ Vgl. dazu Gary Edson: „Die Anerkennung vielfältiger kultureller Identitäten hat sich als Aspekt der neuen ethischen Dimension des Museums niedergeschlagen. Die Sorge um das richtige Handeln, die korrekte Form der Repräsentation und die gleiche und faire Behandlung von Allen hat das Denken, die Planung, das Programm und

Hauptziele des Museums für eine Auseinandersetzung mit Migration und Migrationsgeschichte benannt: „anerkennen, integrieren und Bewusstsein schaffen“.⁵⁹

UND JETZT?

Gerade an der Diskussion um Migration im Museum wird deutlich, dass sich die Beschäftigung mit Repräsentationsverhältnissen aktuell mit einem Dilemma konfrontiert sieht. Einerseits wird die Kritik an mangelnder Repräsentation von MigrantInnen im Museum sogar von großen Institutionen aufgegriffen und symbolisch integriert. Das heißt, die Sichtbarkeit von MigrantInnen nimmt vor allem im kulturellen Bereich stark zu – allerdings „ohne irgendwelche materiellen Konsequenzen innerhalb der Institution selbst oder ihrer Organisationsstruktur“.⁶⁰ Nicht nur bleibt die ursprünglich angegriffene politische und soziale Ungleichheit relativ unangetastet und die Kritik merkwürdig zahnlos. Die erwirkte Anerkennung von kultureller Differenz schafft – ganz im Sinne neoliberaler Vervielfältigung – eher zusätzlich neue Märkte, ohne strukturelle Veränderung in Ökonomie oder Politik zu bewirken. Es geht also um mehr, als Unterprivilegierte ins Museum zu holen und sie dort sichtbar zu machen. Es geht darum, an Repräsentationsstrategien zu arbeiten, die es verstehen, „auf dem schmalen Grat zwischen dem Lokalen und dem Globalen zu balancieren, ohne entweder ins indigenistische und ethnographisch Bornierte abzurutschen oder aber auf der anderen Seite unspezifisch und snobistisch zu werden.“⁶¹

die Orientierung von vielen Museen verändert.“ Gary EDSON (Hg.), *Museum Ethics*, London 1997, S. 48 [übersetzt Julia Schnegg].

⁵⁹ Aytac ERYILMAZ, Über ein Migrationsmuseum in Deutschland, <http://www.migrationmuseums.org/web/index.php?page=Network>, [übersetzt Julia Schnegg]. Vgl. dazu außerdem: Selbstverständnisse der Museen und Institutionen, die sich mit Migration beschäftigen: <http://www.migrationmuseums.org/web/index.php?page=map>, auf dieser Karte ist das Netzwerk von 21 musealen Einrichtungen eingezeichnet. All diese Museen verstehen sich selbst als inklusive Museen. Siehe weiterhin Bericht 2006 UNESCO-IOM Migration Museums Initiative. www.unesco.org/new/en/social-and-human-sciences/themes/social-transformations/international-migration/projects/unesco-iom-migration-museums-initiative/.

⁶⁰ Hito STEYERL, *Die Institution der Kritik*, 2006, <http://eipcp.net/transversal/0106/steyerl/de> (4.8.2010)

⁶¹ STEYERL, *Die Institution*, a.a.O.

1.3 Verhandlung

Neue Konzeptionen der Ausstellungsarbeit, die mit ausgeführten repräsentationspolitischen Fragestellungen umzugehen versuchen, werden im Museumsfeld unter dem Stichwort „Contact Zone“⁶² von James Clifford diskutiert. Prämisse dieses Diskussionsstranges, der im Folgenden aufgegriffen werden soll, ist zum einen den Wandlungsprozess des Museums nicht als Gefahr für sein Fortbestehen, sondern als dessen Chance und gesellschaftliche Aufgabe für die Zukunft zu begreifen. Zum anderen zeichnet ihn aus, das Hauptaugenmerk nicht auf die (Re-)Produktion des Museums als abgegrenzte Institution zu legen, sondern nach Möglichkeiten zu suchen, verschiedene Öffentlichkeiten und Communities zu beteiligen. Wie das Museum ein Raum zur Verhandlung sozialer Belange werden kann, ohne dabei die Machtverhältnisse und Hierarchien in der Museumsarbeit zu leugnen, stellt sich hier als zentrale Fragen.

Cliffords Ausgangspunkt ist die Beschreibung eines Beratungsprozesses durch eine Gruppe von Tlingit Ältesten, der vom Portland Art Museum (USA) zur Einbeziehung einer indigenen Perspektive initiiert wurde, die zumeist aus dem Museum ausgeschlossen bleibt. Anhand dieser Begegnung beschreibt Clifford das Konzept der „Contact Zone“, das er von Mary Pratt entlehnt⁶³ und auf das Verhältnis von Museum, Geldgebern und Communities überträgt. Seiner Auffassung nach, ist die Museumsarbeit zumeist als ein einseitiges Verhältnis imperialer Aneignung angelegt. „Ein Zentrum und eine Peripherie werden angenommen: das Zentrum ein Ort des Sammelns, die Peripherie ein Gebiet der Entdeckung. Das Museum, normalerweise in Metropolen angesiedelt, ist das historische Ziel der Kulturgüter, die es liebevoll und verlässlich birgt, pflegt, und interpretiert.“⁶⁴ Für Clifford dagegen soll das Museum zur „Contact Zone“ werden. Das ist nach Pratt ein „Raum kolonialen Zusammenkommens“, in dem „geografisch und historisch voneinander geschiedene Menschen in Kontakt miteinander treten und dauerhafte Beziehungen aufbauen, die für gewöhnlich Bedingungen des Zwangs, der radikalen Ungleichheit und des unlösbaren Konfliktes mit sich bringen.“⁶⁵

⁶² CLIFFORD, Museums as Contact Zones, a.a.O., S. 188.

⁶³ CLIFFORD, Museums as Contact Zones, a.a.O., S. 192, vgl. dazu: Mary PRATT, Art of the Contact Zone, Profession 91, New York 1991, in: www.class.uidaho.edu/thomas/English_506/Arts_of_the_Contact_Zone.pdf [10.8.2010].

⁶⁴ CLIFFORD, Museums as Contact Zones, a.a.O., S. 192 [übersetzt von Julia Schnegg].

⁶⁵ Mary PRATT, Imperial Eyes: Travel Writing and Transculturalisation, London 1992, S. 6, [übersetzt von Julia Schnegg].

Cliffords Kontakt-Perspektive verändert die Museumspraxis in vier Aspekten:

OFFENLEGEN VON MACHTSTRUKTUREN

Das Museum ist von Hierarchien durchdrungen, die u.a. über Entscheidungsmacht, Kontrolle und Aufstellung der Budgets festgelegt werden.⁶⁶ Die von Clifford beobachtete Begegnung findet damit nicht im machtleeren Raum statt. Vielmehr können in einer derartigen Konstellation sogar „grundlegende Prämissen von Beziehung – die Annahme von Austausch, Gerechtigkeit, Gegenseitigkeit – Gegenstand von Kämpfen und Verhandlungen sein.“⁶⁷ Die historisch gewachsenen Machtverhältnisse sind strukturelle Grundlage der Museumsarbeit und ordnen sie an. Sie können nicht einfach gelehrt oder mit Partizipationsangeboten außer Kraft gesetzt werden. Clifford schlägt vielmehr vor, Ungleichheitsverhältnisse offensichtlich zu machen und bewusst mit ihnen umzugehen. Damit finden zwar die in der Zusammenarbeit etablierten Beziehungen noch nicht auf Augenhöhe statt. Aber die Bewusstmachung der Hierarchien eröffnet den Raum für die Frage, wie die gegenseitige Hilfe und Bereitstellung von Ressourcen eigentlich aussehen könnte. Ob also die Einbezogenen auch einen Vorteil daraus ziehen und was sie sich für einen Rücklauf vorstellen. Organisationsprinzipien, Sammlungsstruktur, Konzeptionsarbeit und Budgetverteilung sind damit keine neutralen Sachfragen mehr, sondern werden zu einem politisch und sozial komplexen Beziehungswerk, das immer auch neu verhandelt werden kann und muss.⁶⁸ Museumsarbeit öffnet sich so für Verhandlung und Streit, anstatt Widersprüche zu verdecken. Gleichzeitig wird sie zum einem Prozess, der keinen festgelegten Ausgang hat.

ÖFFNUNG FÜR BEGEGNUNG

Die Sichtweise auf die Menschen außerhalb der Institution Museums ändert sich grundlegend: Sie werden nicht mehr als passive Hüllen oder Erziehungsobjekte wahrgenommen, auf die in Museen oder Ausstellungen mechanisch eingewirkt werden kann. Die Prozesshaftigkeit von Wissensaneignung, von gesellschaftlichen Realitäten und Bedeutungszuschreibungen wird zum Ausgangspunkt für Wissensproduktion und zum gegenseitigen Prozess der Welterzeugung von Menschen, die in soziale Beziehungen und gesellschaftliche Verhältnisse eingewoben sind. Das Museum wird zum sozialen Ort, an dem

⁶⁶ CLIFFORD, *Museums as Contact Zones*, a.a.O., S. 195.

⁶⁷ CLIFFORD, *Museums as Contact Zones*, a.a.O., S. 194–195 [übersetzt Julia Schnegg].

⁶⁸ CLIFFORD, *Museums as Contact Zones*, a.a.O., 194–204.

sich unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen und Communities⁶⁹ begegnen, austauschen und sich in diesem Prozess gegenseitig beeinflussen. Es ist nicht mehr als in sich geschlossene und sich selbst reproduzierende Institution gedacht, sondern als ein Bündel von Beziehungen, Aktivitäten und Initiativen, die sich um das Bewerten, Sammeln und Darstellen von Kultur- und Sozialgeschichte drehen und sich mit dem Wandel gesellschaftlicher Anforderungen selbst ständig verändern. Das Museum ist dabei Ort aber auch Akteur der stattfindenden Kämpfe um gesellschaftliche Macht und Hegemonie.

NEUVERHANDLUNG DER FRAGEN

„Eine Kontakt-Perspektive betrachtet alle Strategien des Sammelns von Kultur als eine Antwort auf ganz spezifische Geschichten von Dominanz, Hierarchie, Widerstand und Mobilisierung.“⁷⁰ Damit ist das Museum Teil eines Kräfteverhältnisses im kulturellen Feld, das von Herrschaftsbeziehungen und Kämpfen durchzogen ist. So wird sichtbar, dass jedes Museum ein Gefüge mit eigenen Werten, Zielen und Funktionsweisen darstellt, welches systematisch festlegt, was und wie gesammelt, ausgestellt und vermittelt wird. Was für „wahr“ oder „falsch“, „normal“ oder „nicht normal“ angesehen wird, folgt relativ festen Kriterien. Bestimmte Begriffe werden benutzt, bestimmte Praktiken sind anerkannt und bestimmte Prämissen sind dieser Praxis jeweils implizit. Diese führen wiederum zu spezifischen institutionellen Arrangements, in denen diejenigen, welche der Institution angehören oder zugerechnet werden, bestimmten Regeln unterworfen werden (Disziplinierung). Das heißt, wie eine Frage im Museum beantwortet wird, hängt davon ab, welche Fragen – gebunden an die Notwendigkeit, sich selbst zu legitimieren – zu stellen für möglich gehalten werden. Es hängt davon ab, ob sie als solche überhaupt anerkannt sind. Die Kontakt-Perspektive stellt diesen Möglichkeitsrahmen oder Fragenhorizont in der Praxis neu zur Verhandlung.

MODERIEREN STATT KURATIEREN

In dieser Sichtweise verändert sich folgerichtig das Selbstverständnis des Kurators/der Kuratorin. Statt sich selbst als Fachexperte/Fachexpertin zu begreifen, der/die – die Institution Museum im Rücken – objektiv über die ausgestellten Inhalte zu sprechen autorisiert ist, versteht er/sie sich vor diesem Hintergrund als Transmissionsriemen am Scharnier zwischen Museum und Gesellschaft. Mit Hilfe der Mittel welche durch die

⁶⁹ Zu der Einbeziehung von Communities in den Ausstellungsprozess siehe zum Immigration Museum Melbourne: BAUR, Musealisierung der Migration, a.a.O., S. 280–284.

⁷⁰ CLIFFORD, Museums as Contact Zones, a.a.O., S. 213 [übersetzt von Julia Schnegg].

Institution zur Verfügung gestellt werden, unterstützt er/sie gesellschaftliche Gruppen dabei, ihrer Position Geltung zu verschaffen.⁷¹ Grundlage ist die Vorstellung, dass die Communities und die Museums-Öffentlichkeiten das Museum beeinflussen können, sollen und wollen.

1.4 Die Herausforderungen

Das Thema Migration macht das Aufbrechen nationaler Denk- und Handlungsmuster als verbindliches Koordinatensystem für die Verhandlung gesellschaftlicher Fragestellungen deutlich. Selbst regierungsnahen Museen stellen sich gegenwärtig die Frage nach bundesdeutscher Identität neu. Dies ist beispielhaft für die Infragestellung der Legitimationsgrundlage des Museums, aber auch für den Wandlungsprozess, den es in den letzten Jahrzehnten durchläuft und der umgekehrt bestimmte Anforderungen an den Umgang mit dem Thema Migration und Migrationsgeschichte im „neuen Museum“ stellt. Der veränderte Umgang beinhaltet zum einen die Hinwendung zur Sozialgeschichte und die Neuverhandlung von Repräsentationsverhältnissen im Museum. Zum anderen bedeutet er die Öffnung der Institution und des Ausstellungsprozesses für jene Gruppen, die vertreten und dargestellt werden sollen. Das krepelt den Museumsalltag und die gewohnte Arbeitsweisen um. Für ein Ausstellungsprojekt, das sich mit dem Thema Migration beschäftigt, beinhaltet dies eine Vielzahl von Herausforderungen, in deren Zentrum die Diskussion um Repräsentation steht: Was, wie darstellen? Wer kann wen vertreten und wie? Daher stehen diese Fragen in den folgenden Kapiteln 3 und 4 im Mittelpunkt der Analyse.

DARSTELLEN – WAS?

Die Verbundenheit und Wechselwirkung von Migration und Geschichte sind hier ein wichtiges Thema, ebenso wie die Praktiken und Rituale des Erinnerens in unterschiedlichen Gesellschaften. Vor allem für historische Museen, als institutionalisierte Form der Erinnerung, ergibt sich daraus die Aufforderung, ihre Narrative und Erzählweisen zu überdenken und den migrationsgeschichtlichen Aspekt zentral zu berücksichtigen. Das Museum ist – von Seiten politischer und sozialer Eliten – aufgerufen, seine Rolle in der Herausarbeitung eines „neuen“ Wir zu übernehmen, welches den Veränderungen von Globalisierung und Migration Rechnung trägt und hegemoniefähig ist. Gleichzeitig wird aber die Auseinandersetzung mit Migration von politischen AktivistInnen und TheoretikerInnen auch als Chance begriffen,

⁷¹ BAUR, Musealisierung der Migration, a.a.O., S. 279–280.

Geschichts-betrachtung und -darstellung aus ihrem nationalen Korsett zu befreien, da Migration quer zu nationalen Grenzen und Kategorien liegt. Dies wird als die Grundlage dafür betrachtet, einerseits Erinnerungskulturen zu transnationalisieren und andererseits das Museum zu einem Ort werden zu lassen, an dem Erzählungen „von unten“ ihren Platz finden, „in denen nicht nur lange vernachlässigte Stimmen zu Wort kommen, sondern ganz neue – transnationale, globale, nomadische – Perspektiven erprobt und etabliert werden können.“⁷²

DARSTELLEN – WIE?

Zunächst stellt sich die Frage, wie und was gesammelt wird und welche Objekte wie mit Migrationsgeschichte verbunden sind. Damit hängt die Diskussion zusammen, ob diese als „Erweiterung“ alter Sammlungen geführt werden oder in neue Sammlungen und Kulturinstitutionen gefasst werden sollten. In Deutschland wird diesbezüglich erörtert, ob es angemessener sei, ein Migrationsmuseum zu etablieren, um die Erinnerung an bundesdeutsche Migrationsgeschichte institutionell durch eine eigene Sammlung, aber auch durch infrastrukturell abgesicherte Ausstellungsaktivitäten sicherzustellen.⁷³ Mit dieser Initiative verbunden sind die Bedenken, dass die verschiedenen Aspekte von Migration Gefahr laufen, als *ein* Spezialbereich unter vielen in einer Migrations-Ecke zu landen. Und das, anstatt sie in die passenden Themenbereiche bestehender Sammlungen, Museen und Ausstellungen zu integrieren und deren Perspektive damit zu verschieben. Gleichzeitig stellt sich in diesem Kontext die Frage, ob sich Objekte überhaupt am Besten zur Darstellung eines sozialen Veränderungsprozesses wie Migration eignen oder ob nicht andere Konzepte (vgl. Kapitel 3.3.2.2 zu „Erinnerungsorten“) vorzuziehen sind.

VERTRETEN – WER, WEN?

Wie das Museum mit der realen Zusammensetzung der Bevölkerung und damit der Museums-Öffentlichkeit umgeht, ist hier ein zentraler Punkt. Die Suche nach (neuen) Wegen, BesucherInnen mit unterschiedlichen ethnischen, kulturellen, sozialen Hintergründen zu erreichen, einzubeziehen oder gar zu beteiligen, ist mehr denn je auf der Tagesordnung. Dieser inklusive Anspruch wird im Museumsfeld zudem in seinen gouvernementalen

⁷² BAUR, Musealisierung der Migration, a.a.O., S. 16.

⁷³ Umstritten ist in der Diskussion um ein Migrationsmuseum nicht nur, ob es den politischen Willen für ein solches Projekt gibt, sondern auch, inwieweit das Themenfeld Migration die Arbeitsweise des Museums an sich in Frage stellt. Gottfried Korff sieht die „Polyvalenz, Bedeutungsoffenheit und Heterogenität migrationskultureller Phänomene“ im Widerspruch zu der traditionellen Herangehensweise des Museums, Ordnung herzustellen. Gottfried KORFF, Fragen zur Migrationsmusealisierung, in: Henrike HAMPE (Hg.), Migration und Museum. Neue Ansätze in der Museumspraxis, Münster 2005, S. 5–15, hier S. 7.

Momenten reflektiert: Als ein Aspekt der Selbstregulierung, der Erziehung und Disziplinierung von MigrantInnen einerseits und ihrer Sortierung nach Integrations- und Lernfähigkeit andererseits.⁷⁴ Die Anerkennung als BürgerInnen ist hier gebunden an die Anerkennung herrschender Mehrheitskultur, die im Museum eingeübt werden kann. Gleichzeitig fordern MigrantInnen und Communities selbst mehr Sichtbarkeit und eine Stimme im Feld kultureller Produktion und Repräsentation – an den Orten also, an denen zur Verhandlung steht, wer ins gesellschaftliche *Wir* eingeschlossen wird und wer ausgeschlossen bleibt. Damit verändern sich gleichzeitig (potenziell) die ProtagonistInnen von Ausstellungen. Will das Museum diese Entwicklungen praktisch unterstützen, so stellen sich folgende Fragen: Was beinhaltet und was unterstützt die Forderung nach mehr Repräsentation im Museumsfeld, was ist kontraproduktiv und wo sind die Handlungsspielräume im Prozess des Ausstellungsmachens – in all seinen verwinkelten Praktiken?

VERTRETEN – WIE?

Die neuen historischen und sozialen Erfahrungen von Migration verändern die sozialen und politischen Denk- bzw. Handlungsweisen und die kulturellen Äußerungsformen. Wird das Museum als Plattform begriffen, auf der kulturelle und soziale Produktionsweisen zu sehen gegeben und verhandelt werden, so verändert es gesellschaftliche Realitäten grundlegend das, was ausgestellt wird (in den jeweiligen Ankunfts- wie in den Herkunftsländern). Gleichzeitig wandeln sich damit die Perspektiven und Darstellungsweisen in den Ausstellungen selbst, ebenso wie die künstlerischen Zugänge zu den jeweiligen Themenfeldern. Wie der Erweiterung historischer, sozialpolitischer und künstlerischer Auseinandersetzungsformen in der deutschen Museumslandschaft angemessen Raum zur Verfügung gestellt werden kann, wird sich jede Institution zu fragen haben, die sich in der Realität einer Migrationsgesellschaft verortet. Eingespielte Verhandlungsformen und anerkannte Inhalte werden damit in Bewegung gebracht und verändern das Verständnis von „Ausstellung“ überhaupt. Sie ist nicht mehr nur als fertiges Ding im Raum interessant, sondern als ein in Gang gebrachter Diskussionsprozess, der gesellschaftlich ausstrahlt – auf Ebene der Sammlung, Darstellung und Vermittlung. Damit ist das Augenmerk auf das gerichtet, was jeweils im Prozess des Ausstellungsmachens passiert: Welche Diskussionen werden geführt, welche AkteurInnen und Perspektiven kommen zu Wort, welche Entscheidungen werden getroffen?

⁷⁴ Zum gouvernementalen Aspekt von Bildungskonzepten im Museum vgl. Nora STERNFELD, *Der Taxispielertrick*, a.a.O.

2. DAS AUSSTELLUNGSPROJEKT „ORTE ERZÄHLEN (MIGRATIONS-) GESCHICHTE“ – INSTITUTION, PROJEKT, WORKSHOP

Ausstellungsprojekte zu Migration und Migrationsgeschichte müssen sich vielfältigen Herausforderungen stellen, wie in Kapitel 2 dargestellt wurde.

Das Ausstellungsprojekt „Orte erzählen (Migrations-)Geschichte“ ist für die konkrete Diskussion ein interessantes Beispiel, weil hier entlang der als zentral herausgearbeiteten Fragen – Was, wie darstellen? Wer vertritt wen und wie? – Handlungsmöglichkeiten im Museumsfeld erprobt werden. Was gut funktioniert, wo Widersprüche auftauchen und wo es im Museumsgetriebe knirscht, soll im Folgenden anhand eines Konzeptionsworkshops herausgearbeitet werden.

Der Arbeitskreis „*Erinnerungsorte* und kulturelle Vielfalt“ fand am 19. Juni 2010 von 14 bis 18 Uhr in den Räumlichkeiten des Bezirksmuseums Friedrichshain-Kreuzberg statt und wurde von mir teilnehmend beobachtet.⁷⁵ Zudem lagen mir das Konzept der Ausstellung in Form des Antrages an die Kulturstiftung des Bundes, die Einladung zum Workshop und die TeilnehmerInnenlisten vor. Außerdem habe ich Interviews geführt mit den beiden KuratorInnen des Ausstellungsprojekts, Frauke Miera und Lorraine Bluche, sowie mit Ljubomir Bratić aus Wien, der sich in einer Studie mit der Kunst- und Kulturproduktion von MigrantInnen an Hand von Beispielen aus Amsterdam, Berlin und London⁷⁶ beschäftigte. Vor dem Wissenshintergrund, den ich mir zu museumstheoretischen Diskussionen erarbeitet hatte, habe ich das generierte Material nach ausgewählten Kriterien sortiert: Repräsentation, Expertentum, Verhandlungsraum, Kontroverse, Teilhabe, Sprecherposition von MigrantInnen, Geschichte und Erinnerung. Mir war es wichtig, meine Beobachtungen aus dem Workshop theoretisch zu fundieren, um mikropolitische Prozesse beschreiben zu können. Umgekehrt waren es erst die Teilnahme im Workshop sowie die ExpertInneninterviews, welche die in der Literatur benannten Themen praktisch begründeten und eine Analyse jenseits theoretischer Abstraktion ermöglichte.

⁷⁵ Vgl. dazu Gabriele WEIGAND, Remi HESS (Hg.): *Teilnehmende Beobachtung in interkulturellen Situationen*, Frankfurt 2007, insbesondere Kapitel I: Zur Theorie und Methode der teilnehmenden Beobachtung, ebd. S. 23–71.

⁷⁶ Vgl. Ülku AKBABA, Ljubomir BRATIC, Sarah GALEHR, Andreas GÖRG, Gabriele C. PFEIFFER, *Kunst, Kultur und Theater für Alle! Impulse für eine transkulturelle Theateroffensive. Studie zu Perspektiven der Kunst- und Kulturpolitik. Wien 2010–2015 mit besonderem Fokus auf Migrationsrealität, Ein Projekt von IODO – Kunst, Kultur, Bildung und Wissenschaft*, <http://www.iodo.at/kulturstudie090606.pdf> (9.9.2010).

Zunächst sollen dafür die Rahmenbedingungen, Voraussetzungen und Ansprüche des von mir untersuchten Workshops geklärt werden. Dies beinhaltet eine Vorstellung der Trägerinstitution, des Bezirksmuseums Friedrichshain-Kreuzberg. Da es sich – gerade in Bezug auf die oben gestellten Fragen – um eine besonders aktive Institution handelt, die einen wichtigen Referenzpunkt für das aktuelle Ausstellungsprojekt darstellt, werden diese Bemühungen an Hand eines Exkurses zu dem Projekt „Wir waren die ersten – Türkiye’ den Berlin’e“ (1998–2001)⁷⁷ resümiert. Es wird dabei nicht vollständig dargestellt, sondern an den repräsentationspolitisch bedeutsamen Punkten beleuchtet, die mir für die Arbeitsweise des aktuellen Ausstellungsprojekts wichtig sind. Als Erweiterung dieses Erfahrungshorizonts dient ein zweiter Exkurs zum „Projekt Migration“ (2002–2006),⁷⁸ welches ebenfalls in diesem Diskussionskontext betrachtet, aber nicht umfassend erörtert werden soll. Im Anschluss folgt eine Beschreibung des Konzepts, der Arbeitsweise und der Ansprüche des Projekts „Orte erzählen (Migrations-)Geschichte“ und des in diesem Rahmen veranstalteten Workshops „Erinnerungsorte und kulturelle Vielfalt“.

⁷⁷ Ausführliche Auswertung dieses Projektes vgl.: Daniel DÜSPOHL, „In jeder Generation tauscht sich die Bevölkerung einmal aus ...“. Migrationsgeschichte in der Konzeption des Kreuzberg Museums (Berlin), 159–179, in: Jan MOTTE, Rainer OHLINGER, Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik, Essen 2004.

⁷⁸ Vgl. Kölnischer Kunstverein/DOMIT – Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland/Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt a. M./Institut für Theorie der Gestaltung und Kunst/HGK Zürich (Hg.), Projekt Migration, Köln 2005.

2.1 Die Institution – das Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg

Das Ausstellungsprojekt bewegt sich inhaltlich und konzeptionell im Kontext der in Kapitel 1 dargestellten Auseinandersetzung mit dem Thema Migration und Museum. Vor allem aber ist die Arbeit des Kreuzberg Museums selbst – heute Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg – ein zentraler Orientierungspunkt. Es ist für die Diskussion über Fragen der musealen Aufarbeitung von Migrationsgeschichte in Deutschland und vor allem in Berlin aus mehreren Gründen eine wichtige Institution: Einerseits forciert das Museum seit seiner Gründung in den 1990er Jahren die Diskussion über den gesellschaftlichen Auftrag des Museums im Kontext europäischer Migrationsgesellschaften. Dazu wurde beispielsweise im Herbst 2008 die Fachtagung: „Migration in Museums: Narratives of Diversity in Europe“ ausgerichtet, an der sich vielfältige Berliner, aber auch internationale Institutionen beteiligten.⁷⁹

Vor allem aber sind Geschichte und Erfahrung des Museums bedeutsam: Es entstand auf Initiative des Kunstamtes Kreuzberg, das mit den Ausstellungen „Mehmet Berlin`de – Mehmet kam aus Anatolien“ (1975) und „morgens Deutschland – abends Türkei“ (1981)⁸⁰ als erste Kulturinstitution in Deutschland das Thema Arbeitsmigration kulturpolitisch auf die Tagesordnung setzte – damals ganz gegen den gesellschaftlichen und politischen Mainstream.⁸¹ Wenn es auch nach der Gründung der Institution 1990 mehrere Jahre dauerte, bis an diese beiden Ausstellungen inhaltlich angeknüpft wurde, so blieb das Kreuzberg Museum doch eine der ersten Einrichtungen, die versuchte, sich mit der Zusammensetzung der Bevölkerung Kreuzbergs⁸² als Beispiel deutscher Migrationsrealität auseinanderzusetzen und die eigenen Ressourcen für die im Bezirk arbeitenden und lebenden Menschen nutzbar

⁷⁹ Vgl. dazu: Tagungsbericht Migration in Museums: Narratives of Diversity in Europe. 23.10.2008-25.10.2008, Berlin, in: H-Soz-u-Kult, 28.01.2009, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2500> (10.8.2010).

⁸⁰ Vgl. dazu: Kunstamt Kreuzberg (Hg.), Mehmet Berlin`de – Mehmet kam aus Anatolien. Ausstellungskatalog, Berlin 1975; Kunstamt Kreuzberg (Hg.), morgens Deutschland – abends Türkei. Ausstellungskatalog, Berlin 1981.

⁸¹ Die ersten wissenschaftlichen Überblicksdarstellungen wurden erst in den 1980er Jahren veröffentlicht und brachten erstmalig Kontinuität im Umgang mit dem „Fremden“ in Deutschland oder mit Wanderungsbewegungen von und nach Deutschland zur Sprache. Vgl. dazu: Klaus J. BADE (Hg.), Auswanderer – Wanderarbeiter – Gastarbeiter. Arbeitsmarkt und Wanderung in Deutschland seit Mitte des 19. Jahrhunderts, 2 Bde, Ostfildern 1984; Ulrich HERBERT, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland 1880 bis 1980. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Berlin/Bonn 1986.

⁸² In Kreuzberg sind 33% der Bevölkerung nicht deutscher Herkunft, im früheren Bereich SO 36 sind es über 50%. Die Zusammensetzung der Bevölkerung in Kreuzberg ist die Folge der Sanierungspolitik des Senates von Berlin in den 1960er und 1970er Jahren (vgl. dazu die Ausstellung im Kreuzberg Museum: „Geschichte wird gemacht! Berlin am Kottbusser Tor – Protestbewegung und Stadtsanierung in Kreuzberg SO 36“). Die für den Abriss geplanten Häuser wurden bis dahin an „GastarbeiterInnen“ vermietet. Der Abriss wurde in den 1980er Jahren durch vehemente Proteste unter starker Beteiligung von MigrantInnen verhindert, was in Verbindung mit der kontinuierlich andauernden Migration dazu führte, dass vor allem das ehemalige SO 36 ein Stadtteil mit hohem Anteil von MigrantInnen wurde. Viele der in Kreuzberg lebenden Menschen sind in Deutschland geboren und haben deutsche Staatsangehörigkeit, umgekehrt sind viele deutschstämmige Kreuzberger aus Russland und Polen zugezogen, oder junge Menschen, die nicht in Berlin geboren sind. Vgl. dazu: Die Nachkriegszeit 1945–1990. Ton, Steine, Scherben in: Kreuzberg Museum/Daniel DÜSPOHL (Hg.), Kleine Geschichte Kreuzbergs, Berlin 2009.

zu machen.⁸³ 1997 zeigte es als Konsequenz dieser Öffnung die Ausstellung „Zeit der Tinte – Kalligraphien und Buchdruckkunst aus osmanischer Zeit.“⁸⁴ Diese Ausstellung wurde nicht nur kulturgeschichtlich oder museologisch rezipiert, sondern vor allem von den Kreuzberger Koranschulen als Ort der Unterweisung genutzt. Damit wurde das Museum zum Anlaufpunkt für migrantische Bevölkerungsteile aus dem Stadtbezirk, welche sonst aus deutschen Institutionen ausgeschlossen bleiben.⁸⁵

2.1.1 Exkurs I: Das Ausstellungsprojekt „Wir waren die ersten ... Türkiye’ den Berlin’e“

Zum zentralen Gegenstand der Forschungs-, Sammlungs- und Ausstellungstätigkeit wurde das Thema Migration im Kreuzberg Museum erst, als die Einwanderer(kinder) selbst die fehlende Präsenz ihrer Geschichte im Stadtteilmuseum kritisierten. 1998 wurde vor diesem Hintergrund das Ausstellungsprojekt „Wir waren die ersten ... Türkiye’ den Berlin’e“ initiiert, das die türkische Arbeitsmigration Anfang der 1960er Jahre und die ersten 20 Jahre der Niederlassung in Berlin behandeln sollte. Über 30 Männern und Frauen der ersten Einwanderergeneration beschrieben dort an Hand von Fotos, Arbeitsverträgen oder Briefen die Stationen ihres Lebens. Im Zentrum der Ausstellung stand ein Friseurladen, in dem die BesucherInnen sich unter Trockenhauben die Berichte der ZeitzeugInnen anhören konnten. Die Ausstellung wurde 2000-2002 gezeigt und in dieser Zeit kontinuierlich erweitert.

⁸³ Folgende Ausstellungen kleinerer Museen in Deutschland, die sich der „Geschichte von unten“ verpflichtet sehen, werden in der Museumsliteratur benannt: 1998: Fremde Heimat, Ruhrlandmuseum Essen, vgl. dazu: Aytaç ERYILMAZ, Mathilde JAMIN (Hg.), Fremde Heimat. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei. Jaban, Silan olur, Essen 1998. 1999: Fremde in Deutschland – Deutsche in der Fremde, Museumsdorf Cloppenburg, vgl. dazu: Uwe MEINERS, Christoph REINDERS-DÜSELDER (Hg.), Fremde in Deutschland – Deutsche in der Fremde. Schlaglichter von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart, Cloppenburg 1999. 2000: „Für fünfzig Mark einen Italiener...“, Hauptbahnhof München, vgl. dazu: Franziska DUNKEL, Gabriella STRAMAGLIA, Für fünfzig Mark einen Italiener. Zur Geschichte der „Gastarbeiter“ in München, Buchendorf 2000. 2002: hier geblieben – Zuwanderung und Integration in Niedersachsen 1945 bis heute, Historisches Museum Hannover, vgl. dazu: Andreas URBAN, Marianne WINKLER, hier geblieben – Zuwanderung und Integration in Niedersachsen 1945 bis heute, Hannover 2002-2005: 2002-2004 europäisches Ausstellungsprojekt „Migration, Work and Identity. A European history, told in museums“ in Kooperation mit sieben europäischen Museen, in diesem Rahmen: „Heimat Berlin? Fotografische Impressionen.“ (2002), „Migrationsgeschichte(n) in Berlin.“ (2004), „ Crossing borders. An international exhibition on migration in Europe“ (2004) im Museum Europäischer Kulturen in Berlin, vgl. dazu: Auswertung des Projektes WorkLab – The International Association of Labour Museums: http://www.worklab.info/index.php?option=com_sectionex&view=category&id=9&Itemid=63 (10.7.2010). 2003: Neapel – Bochum – Rimini, Zeche Hannover, Bochum, vgl. dazu: Anke ASFUR, Dietmar OSSES, Neapel – Bochum – Rimini. Arbeiten in Deutschland. Urlaub in Italien, Essen 2003. 2003/2004: Geteilte Welten – mitgeteilte Welten – miteinander geteilte Welten?, Museum der Arbeit, Hamburg, www.museum-der-arbeit.de/Sonder/GeteilteWelten. 2002-2005: „Projekt Migration“, vgl. dazu: KÖLNISCHER KULTURVEREIN, Projekt Migration, a.a.O. 2007-2009: crossing munich. orte, bilder und debatten der migration, vgl. dazu: Natalie BAYER, Andrea ENGL, Sabine HESS, Johannes MOSER (Hg.): crossing munich. Beiträge zur Migration aus Kunst, Wissenschaft und Aktivismus. München 2009.

⁸⁴ Vgl. dazu: YAPI KREDİ KÜLTÜR MERKEZİ (Hg.), Mürekkap Zamanlar – Mehmet Akgül Koleksiyonu, Istanbul, 1997.

⁸⁵ Diese Ausstellung wäre für eine aktuelle Untersuchung interessant, da sie im Kontext der heutigen Diskussion über Islamisierung in deutschen Communities sicher als problematisch angesehen werden würde. Anhand der Ausstellung könnte untersucht werden, wie sich die Handlungsspielräume im kulturellen Feld in der postliberalen Demokratie nach dem 11. September einschränken und wie aktuell mit diesen Einschränkungen umzugehen wäre.

Die Arbeitsweise des Museums orientierte sich in der Ausarbeitung an der Ausstellung „Fremde Heimat. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei“,⁸⁶ die in intensiver Zusammenarbeit des Ruhrland-Museums Essen mit der migrantischen Selbstorganisation DOMiT (Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei) erarbeitet wurde. Das Kreuzberg Museum griff das Anliegen auf, eine Ausstellung zu konzipieren, in der MigrantInnen „nicht nur Objekte der Darstellung, sondern gleichberechtigte Autoren waren.“⁸⁷ Daher baute es in der Konzeptions- und Umsetzungsphase Kontakte zu ortsansässigen MigrantInnen auf und versuchte über die Einbeziehung wichtiger Institutionen ein breitgefächertes Netzwerk zu schaffen. In Zusammenarbeit mit dem Kottbuser Nachbarschafts- und Gemeinwesenverein am Kottbusser Tor, dem Kreuzberg Museum und dem AWO-Begegnungszentrum Kreuzberg und vielen MigrantInnen aus dem Stadtteil entstand so ein vierjähriges Ausstellungs- und Veranstaltungsprojekt.

KONTAKT AUFNEHMEN

MigrantInnen wurden nicht nur interviewt und dokumentierten als ZeitzeugInnen ihre Erfahrungen. Sie waren LeihgeberInnen, nahmen an der Exponatauswahl teil, schrieben Texte, waren BeraterInnen und vermittelten ihr ExpertInnenwissen.

Für das Gelingen dieses Prozesses, wurden von Museumsseite immer wieder zwei Personengruppen hervorgehoben, welche die nötigen sprachlichen, aber auch sozialen und kulturellen „Übersetzungshilfen“⁸⁸ leisteten: die Kinder der ersten Generation von Einwanderern und die Repräsentanten der Communities.

ERSTENS: Den hier geborenen oder aufgewachsenen MigrantInnen im Alter von 20–40 Jahren kommt eine Scharnierfunktion zu. In Deutschland sozialisiert, wissen sie einerseits, wie man sich in deutschen Kultureinrichtungen bewegt und kennen die institutionellen Gepflogenheiten, Regeln und Anliegen. Andererseits sind sie biografisch mit migrantischen Milieus in Deutschland verbunden und genießen Vertrauen. Sie kennen sie Lebensweisen, Kulturpraktiken aber auch Konfliktlinien. Vor diesem Hintergrund konnten sie besonders sachkundig die Auseinandersetzung mit Migrationsgeschichte(n) führen, die zu einer inhaltlichen Erweiterung der Sichtweisen auf das Thema Migration in der Museumsarbeit

⁸⁶ Vgl. dazu: ERYILMA, JAMIN, Fremde Heimat, a.a.O.

⁸⁷ Mathilde JAMIN, Deutschland braucht ein Migrationsmuseum – Erfahrungen und Schlussfolgerungen aus einem Ausstellungsprojekt, in: HAMPE, Migration und Museum, a.a.O., S. 143.

⁸⁸ DÜSPOHL, In jeder Generation, a.a.O., S. 166.

fürte. So entwickelte sich beispielsweise eine Kontroverse darüber, ob die konzeptionell festgelegte Begrenzung auf den Zeitraum bis Anfang der 1980er Jahre zu einer Verklärung der Gastarbeiterkultur geführt habe. Diese Kritik wurde aufgegriffen und führte zu einer Weiterentwicklung der Ausstellung. So wurde 2001 der Fokus der Ausstellung mit dem Teil „Wir sind die nächsten ...“ verschoben und die erwachsenen Kinder der ersten Generation ins Zentrum der Ausstellung gerückt – mit großen Portraitfotos, Statements und biografischen Alben, die von ihnen selbst zusammengestellt wurden. Der Abstand zur elterlichen Lebensweise und die Verschiebung von Problemlagen wurden hier deutlich. So beschrieb beispielsweise eine junge Frau ihre Schwierigkeit mit doppelten Zuschreibungen umzugehen, „Türkin“ in Deutschland und „Alamanya'lı“ (Deutschländerin) in der Türkei zu sein.

ZWEITENS: Gerade die Einbeziehung von RepräsentantInnen der türkischen Community war für das gegenseitige Verständnis wichtig. Es sind meist Menschen, die „meinungsbildend wirken, spezielle Erfahrungen vorweisen können, gute Kenntnisse der Sprache des Aufnahmelandes haben, sicher zwischen den Kulturen agieren und als religiöse oder interkulturelle Persönlichkeiten Achtung genießen.“⁸⁹ In der Berliner türkischen Community beispielsweise spielten in den 1960er und 1970er häufig Studenten und Hochschulabsolventen diese Rolle. Sie waren entweder schon länger in Deutschland oder nutzten die Anwerbeprogramme für ihre berufliche Karriere. Nach dem Militärputsch in der Türkei 1980, kamen Künstler oder Aktivisten dazu, die das Land aus politischen Gründen verlassen hatten. Die anwerbenden Firmen engagierten sie oft als Heimleiter oder Dolmetscher und machten sie damit zu Moderatoren der Konflikte, die im Prozess der Arbeitsmigration auftauchten. Oft leisteten sie zudem soziale und politische Selbstorganisationsarbeit und traten – als Politiker, Künstler oder Wissenschaftler – gegen mehrheitsdeutsche Diskriminierung auf.⁹⁰

Egal welcher Generation sie angehören, haben diese Menschen das dauerhafte Vertrauen der Community gewonnen und sind als Sprecher anerkannt. Damit sind sie prädestiniert für das Aufbauen von tragfähigen Netzwerken und Kommunikationsstrukturen. Gleichzeitig zeichnen sich diese Personen durch einen Einblick in die Migrationsgeschichte aus, der in mehrheits-deutschen Geschichtsbüchern und in der historischen Wissensproduktion kaum vorkommt. Durch ihre Fachkenntnis werden sie zu Chronisten migrantischen Lebens in Berlin und ihre intensive Beteiligung an der Ausstellung konnte Wissenslücken schließen und

⁸⁹ DÜSPOHL, In jeder Generation, a.a.O., S. 168.

⁹⁰ Vgl. DÜSPOHL, In jeder Generation, a.a.O., S. 168–169.

stereotype Sichtweisen in der Museumsarbeit auflösen. Beispielsweise wurde in den Diskussionen zur Ausstellung „Wir waren die ersten“ deutlich, dass die ersten Berliner Gastarbeiter nicht – wie von vielen angenommen – männliche, schlecht gebildete, verarmte Bauern waren. Die vom Konzern Telefunken angeworbenen türkischen Frauen waren jung, urban und säkular eingestellt. Sie kleideten sich nach der damaligen Mini-Mode, wollten Geld verdienen und die Welt sehen.⁹¹

KONTAKT ZONEN SCHAFFEN

Die Arbeitsweise des Museums ging also über die partizipative Teilnahme hinaus und beteiligte MigrantInnen an Entscheidungen und Festlegungen im kuratorischen Prozess. Sie unternahm den ernsthaften Versuch migrantische Perspektiven zum Ausgangspunkt für eine Ausstellung über Migration zu machen. Dies wurde nicht nur für den Inhalt der Ausstellung, sondern auch in der Gestaltung berücksichtigt. Die Designerin wurde frühzeitig in den Prozess miteinbezogen, um sich im Gespräch inhaltliche aber auch ästhetische Kompetenz migrantischer Alltagskultur und -praxis anzueignen und in ihre Gestaltungsansätze zu integrieren.⁹²

Für diese Zusammenarbeitsform müssen intensive Beziehungen zwischen den MuseumsmitarbeiterInnen und externen, migrantischen PartnerInnen eingegangen werden, die für die Museumspraxis in mehrfacher Hinsicht verändernd wirken:

ERSTENS: Der Kontakt wird nicht konfliktfrei verlaufen (können). Zeitweise geraten „die Blicke und Ansichten durchaus in Konflikt mit den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung oder den ursprünglichen Intentionen des Museumsprojektes.“⁹³ Mit diesen Kontroversen umzugehen und sie offen zu dokumentieren, wie es beispielsweise in der ständigen Erweiterung der Ausstellung geschehen ist, machen sie auch außerhalb des Museums transparent und geben Einblick in die Vielstimmigkeit migrantischen Lebens in Berlin. Gerade weil dadurch Widersprüche zu Tage gefördert und damit mehrheitsdeutsche Narrationen in Frage gestellt werden, ist diese Auseinandersetzung immer von Neuem zu suchen. Gleichzeitig verlangt es aber auch, den preisgegebenen Erfahrungen mit

⁹¹ Außerdem fanden alle zwei Wochen Gespräche und Veranstaltungen zu den in der Ausstellung nicht repräsentierten Themen statt. DÜSPOHL, In jeder Generation, a.a.O., S. 172.

⁹² DÜSPOHL, In jeder Generation, a.a.O., S. 162. Innerhalb des ersten Jahres (Nov. 2000–Frühjahr 2002) besuchten 20.000 Menschen die Ausstellung, deren kulturelle, ethnische und soziale Zusammensetzung etwa der Kreuzberger Bevölkerung entsprach.

⁹³ DÜSPOHL, In jeder Generation, a.a.O., S. 171.

Anteilnahme und Parteilichkeit zu begegnen. Schließlich geht es oft um ein sehr persönliches Lebensresümee, das auch schmerzliche Erfahrungen beinhalten kann. Die Projekt-Beteiligten empfahlen in diesem Zusammenhang sogar die gleichberechtigte Mitarbeit von Sozial- und Kulturpädagogen, die über angemessene Erfahrung verfügen.⁹⁴

ZWEITENS: Es führt zur Notwendigkeit, die Legitimität der institutionellen Zwänge ständig zu überprüfen, wie z.B. Zeitknappheit oder Budgetverteilung, aber auch Aufgabenbereiche und Arbeitsweisen. So veränderten die drei Festangestellten des Museums im Projektverlauf ihre Rolle. Sie wurden zu ModeratorInnen und KoordinatorInnen von Kommunikationsprozessen, die immer mehr Eigendynamik entfalteten in Form von selbstorganisierten Workshops, Veranstaltungen und Führungen. Dabei traten die traditionellen Museumstätigkeiten wie historische Forschung, Betreuung der Sammlung und Verwaltung in den Hintergrund.⁹⁵

Außerdem wurde der Projekt- und Verständigungscharakter der Initiative stark in den Vordergrund gestellt und die oftmals im Museumsalltag nachrangig behandelte Vermittlungsarbeit (zeitlich und budgetär) stark aufgewertet. So fand während der ganzen Projektphase, aber auch danach ein Programm von Workshops, Gesprächskreisen, Führungen durch die Ausstellung statt. In diesem Programm wurde darauf geachtet, dass MigrantInnen die Möglichkeit erhielten, sich selbst zu repräsentieren. Beispielsweise wurden von drei jungen KreuzbergerInnen aus kurdischen, deutschen und palästinensischen Familien Bezirksrundgänge geleitet. Junge MigrantInnen selbst vermittelten also Migrationsgeschichte und waren nicht nur Objekte von Erzählungen über „die Kreuzberger“. Über die Konstellation der Teamerinnen wurde aber auch deutlich, dass Menschen mit *und* ohne Migrationshintergrund sich als Teil einer Bezirksgeschichte begreifen, die stark von Migration geprägt ist. Als weiteres Beispiel ist eine Veranstaltungsreihe zu nennen, in der MigrantInnen über ihre unterschiedlichen Sichtweisen auf historische Migrationsprozesse diskutierten. Beim „Gespräch der Nationen“ verglichen ehemalige „West-Berliner Gastarbeiter“ und Ost-Berliner „Vertragsarbeiter“ aus Spanien, Griechenland, der Türkei, Jugoslawien und Angola ihre Migrationsgeschichte(n).⁹⁶

⁹⁴ DÜSPOHL, In jeder Generation, a.a.O., S. 171.

⁹⁵ Hier wird das Problem deutlich, dass Museumsarbeit in einer Kontakt-Perspektive viele Ressourcen benötigt, die StadtteilMuseen normalerweise nicht haben.

⁹⁶ Weitere Ausführungen zu dem Vermittlungsprogramm und dessen Verlauf vgl.: DÜSPOHL, In jeder Generation, a.a.O., S. 172–174.

Seit 2005 wird eine Ausstellung mit dem Titel „...ein jeder nach seiner Façon? – 300 Jahre Einwanderung nach Kreuzberg und Friedrichshain“⁹⁷ im Kreuzberg Museum präsentiert. Sie beschäftigt sich mit Wanderungsbewegungen nach Kreuzberg und Friedrichshain seit den hugenottischen und böhmischen Glaubensflüchtlingen und stellt die zentrale Bedeutung von Migration unterschiedlicher Volks- und Religionsgruppen nach Berlin (speziell Kreuzberg) für die sozial- und kulturhistorische Entwicklung der Stadt heraus. Sie wird in einem späteren Teil der Arbeit noch einmal Erwähnung finden.

2.1.2. Exkurs II : Das „Projekt Migration“ – Transnationale Wissensproduktion

An dieser Stelle soll ein weiteres Ausstellungsprojekt vorgestellt werden, das für die konzeptionelle Weiterentwicklung musealer Auseinandersetzung mit Migration bedeutsam ist. Es verortet sich in dem gleichen, oben beschriebenen Diskussionskontext wie „Wir waren die ersten ... Türkiye' den Berlin'e“: Das „Projekt Migration“ (2002–2005) entstand in Zusammenarbeit des Kölnischen Kunstvereines, des Vereines DOMiT, des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Johann Wolfgang Goethe Universität Frankfurt/Main und des Instituts für Theorie der Gestaltung und Kunst, HGK Zürich. Programmatisch ging es den Beteiligten darum, „Migration selbst als zentrale Kraft gesellschaftlicher Veränderung sichtbar“⁹⁸ zu machen und vom Standpunkt der Realität einer Migrationsgesellschaft aus zu argumentieren. Erklärtes Ziel war es dabei, neue Repräsentationsformen zu erproben, die im Stande sind, Migrationsgeschichte jenseits nationaler „Wir“-Konstruktionen zu thematisieren.⁹⁹

Das Projekt beinhaltete einen mehrstufigen Prozess, in dem neue wissenschaftliche und künstlerische Ansätze und Vermittlungsformate erprobt und öffentlich zur Diskussion gestellt werden sollten. 120 Veranstaltungen fanden in Köln, Frankfurt/Main und Berlin, aber auch in Istanbul und Belgrad u.a. statt: Workshops, Film- und Vortragsreihen, sowie Medien- und Performanceprojekte, aber auch Ausstellungen, Theatervorführungen und ein

⁹⁷ Vgl. dazu: Verein zur Erforschung und Darstellung der Geschichte Kreuzbergs e.V., Kreuzberg museum, Gesellschaft für interregionalen Kulturaustausch e.V., plateau gelb - büro für mediales (Hg.), „...ein jeder nach seiner Façon? 300 Jahre Zuwanderung nach Kreuzberg und Friedrichshain“, Interaktive CD, Berlin 2005

⁹⁸ Aytaç ERYILMAZ, Marion VON OSTEN, Martin RAPP, Kathrin RHOMBERG, Regina RÖMHILD, Vorwort, S. 16, in: Kölnischer Kunstverein, DOMIT – Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt a. M., Institut für Theorie der Gestaltung und Kunst/HGK Zürich (Hg.), Projekt Migration, Köln 2005, S. 16–21.

⁹⁹ 2005 wird das Jubiläum „50 Jahre Arbeitsmigration in der Bundesrepublik“ mit Kulturveranstaltungen und Ausstellungen begangen. Zeitgleich mit dem „Projekt Migration“ laufen die Vorbereitungen für „Zuwanderungsland Deutschland. Migrationen 1500–2005“ im Deutschen Historischen Museum. Die Suche nach Repräsentationsformen jenseits identitärer Vereinnahmung für ein neues deutsches Selbstbewusstsein und die transnationale Perspektive des Projektes hat vor diesem Hintergrund besondere politische Brisanz.

internationales wissenschaftliches Symposium. Im Herbst 2005 wurde im Kölnischen Kunstverein und in anderen Orten in Köln eine große Ausstellung gezeigt. Sie hatte den Anspruch „weder eine rein themenbezogene Kunstaussstellung, noch eine ausschließlich sozial- und kulturgeschichtliche Dokumentationsausstellung“ zu sein, sondern eine „Verbindung von dem sozialwissenschaftlich, dokumentarisch und künstlerisch erarbeiteten Wissen und den verschiedenen Darstellungsformen“ herzustellen. In verschiedenen Ausstellungsräumen waren Videos, Großfotos, künstlerischen Installationen, Sammelobjekte und zeitgeschichtliche Dokumente zu sehen, die mit unterschiedlichen disziplinären Zugängen verschiedene Aspekte von Migrationsgeschichte sichtbar machten. Zudem wurde eine umfassende Publikation mit knapp 150 Positionen erarbeitet, welche als ein Nachschlagewerk für den aktuellen Stand der Migrationsdiskussion in unterschiedlichen Disziplinen zu betrachten ist.

Zwei zentrale Punkte, die dieses Projekt auszeichnen und für die weitere Argumentation der Arbeit von Bedeutung sind, sollen hier genauer in Betracht kommen: Die transnationale Perspektive auf Migration und die Art der Wissensproduktion:

TRANSNATIONALE PERSPEKTIVE

Die Perspektive, unter der Migration in diesem Projekt betrachtet wurde, wird von den Beteiligten als transnational bezeichnet,¹⁰⁰ war also über die Nation hinausgedacht. Ausgangspunkt war demnach weder Deutschland als territorial abgeschlossene Nation – mit deutscher Mehrheit und migrantischer Minderheit –, noch das Konzept der Nation als Denk- und Handlungshorizont. Vielmehr verweist eine transnationale Perspektive darauf, dass für MigrantInnen zwar Ländergrenzen eine Rolle spielen, weil sie diese – zumeist als große Hindernisse – überschreiten müssen. Sie sind aber nicht mehr zentraler Maßstab ihrer Identifizierung und Identitätsbildung. Der Fokus des Projektes ist also auf wechselseitigen Austausch und auf die Vervielfältigung kultureller Phänomene gerichtet durch die sich „Welt“ in der Migrationsgesellschaft herstellt. Damit werden gesellschaftliche Vorstellungen brüchig, die entweder eine Mehrheitskultur annehmen, die sich mit „Parallelgesellschaften“ konfrontiert sieht, oder aber ein Arrangement verschiedener national definierter Kulturgruppen. Transnationales Denken versucht sich also gedanklich über die Nation hinaus

¹⁰⁰ Zum Paradigma der Transnationalisierung als erkenntnistheoretisches und methodisches Instrument neuer Migrationsforschung siehe auch: Vassilis TSIANOS, Sabine HESS, Serhat KARAKAYALI, Turbulente Ränder revisited, in: Kulturrisse, Migrationen: Durchkreuzte Räume Kulturrisse 0109: <http://igkultur.at/igkultur/kulturrisse/1240414253/1242744001> (24.8.2010), vgl. außerdem zu den verschiedenen Verwendungen und Bedeutungen von Transnationalisierung: Kiran Klaus PATEL, Überlegungen zu einer transnationalen Geschichte, Berlin 2004.

zu bewegen, theoretische und praktisch.

Zum einen bedeutet das, deutsche Nationalkultur- und -geschichte zu sprengen. Das "Projekt Migration" versuchte deshalb die Erinnerung an all jene zum Leben zu erwecken, die – in unterschiedlichen geschichtlichen Phasen – als historische AkteurInnen an Migration beteiligt waren: MigrantInnen ebenso wie Politik oder Medien. Damit wurden „vermeintlich nationale Projekte [...] – wie das *Wirtschaftswunder* der 1950er und 1960er Jahre, die sozialen Kämpfe der 1960er bis 1980er Jahre, die Wiedervereinigung Deutschlands oder die Auseinandersetzung mit dem Neonationalismus und Rassismus in den 1990er Jahren – [...] als Sphären einer *geteilten Erinnerung* erkennbar.“¹⁰¹ Vormals im mehrheitsdeutschen Bewusstsein als getrennt Angenommenes – deutsche Geschichte und Migrationsgeschichte beispielsweise – sollte über die Bezugnahme auf gemeinsame Geschichte rekonstruiert werden. Gleichzeitig wurde eine Perspektive entwickelt, die über die Sichtweise des gegenwärtigen Antirassismus hinausgeht. Diese betrachtet MigrantInnen meist als hilfe- und schutzbedürftige Opfer und kann sie daher auch in der Darstellung nur als Objekte adressieren. Das Projekt dagegen forschte nach Repräsentationsformen, die den paternalistischen Blick vermeiden und MigrantInnen als Subjekte der Geschichte und als ProtagonistInnen aktueller Globalisierungsprozesse begegnen. Das „Projekt Migration“ ist damit mehr als nur Gegnerschaft gegen den Nationalstaat. Es verfolgte implizit auch das Ziel, Entwürfe und Wege vorzuschlagen, wie eine gesellschaftliche Transformation hin zu einem transnationalen Zusammenleben real werden könnte.

WISSENSPRODUKTION

Das „Projekt Migration“ stellte den Versuch dar, Transdisziplinarität von Wissenschaft, Dokumentation und Kunst mit der Selbstverständlichkeit migrantischer Beteiligung praktisch werden zu lassen. Die ProjektpartnerInnen bringen Wissen und Erfahrungen aus unterschiedlichen Perspektiven ein: DOMiD e.V. aus Köln,¹⁰² 1990 unter dem Namen „Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei e.V.“ von Einwanderern selbst organisiert gegründet, verfügt über langjährige Erfahrung u.a. im Ausstellungsfeld und arbeitete seit 2002 auch zu Migration aus anderen Ländern. Das Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Johann Wolfgang Goethe Universität Frankfurt/Main¹⁰³ erprobte u.a. neue Forschungsmethoden, die es ermöglichen,

¹⁰¹ ERYILMAZ, VON OSTEN, RAPP, RHOMBERG, RÖMHILD, Vorwort a.a.O, S. 19.

¹⁰² Als Folge dieser Erweiterung hat sich das Projekt in DOMiD e.V umbenannt: "Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland" <http://www.domid.org/>.

¹⁰³ <http://www.uni-frankfurt.de/fb/fb09/kulturanthro/selbstverstaendnis.html>.

menschliche Mobilität und die Entgrenzung von kulturellen Prozessen zu analysieren. Das Institut für Theorie der Gestaltung und Kunst Zürich¹⁰⁴ untersuchte Migration in Bezug auf Prozesse von Sinnlichkeit und Sinnhaftigkeit (Ästhetik). Dabei kommt beispielsweise in den Blick, wie die Wahrnehmung von Eigenem und Anderen entsteht, wie (Un)sichtbarkeit konstruiert oder erfahren wird. Der Kölhnische Kunstverein¹⁰⁵ experimentierte schließlich mit verschiedensten kuratorischen Ansätzen, aber auch Formaten und Medien im Kontext von Ausstellungen.

Auftakt des Projektes war eine zweijährige Konzept- und Recherchephase, an der alle PartnerInnen beteiligt waren. Ausgangspunkt war also kein im Museum oder von KuratorInnen vordefiniertes Konzept, sondern eine gemeinsame Überlegung und die Arbeit an Blickwinkeln und Strategien, Darstellungs- und Argumentationsformen. An der Definitionsmacht gleichberechtigt teilzuhaben und zentrale Entscheidungsprozesse mit zu gestalten, zeichnete hier den Status der Zusammenarbeit¹⁰⁶ aus. Es sollte gerade nicht nach einer vermeintlichen „Perspektive von MigrantInnen“ gesucht werden, da diese individuell jeweils als ganz unterschiedlich angenommen wurde. Vielmehr wollte das Projekt eine Streitkultur erproben, die entlang politischer und wissenschaftlicher Positionen zum Thema Migration und nicht nach nationaler Zugehörigkeit verläuft und damit der Verschiedenheit von Lebensvorstellungen, Motivationen und Orientierungen von MigrantInnen in ganz neuer Weise Rechnung trägt. Gleichzeitig waren die Organisationen und Gruppen so ausgewählt, dass sie sowohl über fachliche Expertisen als auch über Erfahrungen im Themenfeld Migrationsgeschichte verfügten. Gleichzeitig versuchte das „Projekt Migration“ – gerade durch die Benennung – dem aktuellen gesellschaftlichen und forschungspolitischen Zustand aktiv entgegenzutreten, in dem – bis weit in die Migrationsforschung¹⁰⁷ – hinein, MigrantInnen vornehmlich als soziales oder sicherheitspolitisches Problem thematisiert werden, das begriffen, reguliert oder integriert werden muss. Es nahm das „Vorwärts-geworfen-sein“¹⁰⁸ ernst und setzte diesem Zuschnitt einen Entwurf entgegen, der von der Zukunft aus gedacht war.

¹⁰⁴ <http://ith-z.ch/das+ith/konzept/>.

¹⁰⁵ <http://www.koelnischerkunstverein.de/>.

¹⁰⁶ Ich verwende hier nicht den Begriff Kollaboration, wie er oft im englisch-sprachigen Kontext für diese Art der Zusammenarbeit verwendet wird, da er historisch im deutschen Kontext zu stark durch die Geschichte von NS und Krieg kontaminiert und daher nicht eindeutig genug ist. An einem passenden Begriff zu arbeiten wäre in der deutsch-sprachigen Diskussion eine wichtige Herausforderung, die die kollaborative Arbeitsweise von den üblichen Partizipationskonzepten abzugrenzen vermag.

¹⁰⁷ Zu den Bedingungen und Annahmen einer kritischen Migrationsforschung vgl.: Fabian GEORGI und Fabian WAGNER, Macht, Wissen Kontrolle, in: Kulturrisse, Migrationen: Durchkreuzte Räume, Kulturrisse 0109: <http://igkultur.at/igkultur/kulturrisse/1240414253/1242744283>.

¹⁰⁸ Vgl. lat. Herkunft. proiacere – proiectum: vorwärts geworfen sein.

2.2 Das Projekt – die Ausstellung „Orte erzählen (Migrations-)Geschichte“

2004 fusionierte das Heimatmuseum Friedrichshain mit dem Kreuzberg Museum zum Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg, dessen Direktor Martin Düspohl blieb. Als zentralen Auftrag des neuen Museums betrachtet er, eine neue Dauerausstellung zur Bezirksgeschichte unter dem Aspekt Migration zu erarbeiten und auf 300 qm Ausstellungsfläche zu präsentieren. In den letzten 300 Jahren wurden die Innenstadtbezirke Kreuzberg und Friedrichshain immer wieder von neuen Bevölkerungsgruppen bezogen, da sie als Ankunftsorte mit großen Bahnhöfen fungieren, gleichzeitig aber auch Wohn- und Arbeitsmöglichkeiten bieten. Die oben erwähnte Ausstellung „...ein jeder nach seiner Façon? – 300 Jahre Einwanderung nach Kreuzberg und Friedrichshain“,¹⁰⁹ die seit 2005 im Kreuzberg Museum gezeigt wird verfolgt ein relativ klassisches Konzept. Sie stellt zwar die zentrale historische Bedeutung von Wanderungsbewegungen nach Kreuzberg und Friedrichshain heraus, die einzelnen Ethnien oder Religionsgemeinschaften erscheinen dabei aber als in sich homogene Gruppen. Die Ausstellung schreibt kleine Sondergeschichten – der Hugenotten, der Böhmen, der Türken im Bezirk –, die gleichzeitig von der deutschen (Bezirks-)Geschichte abgetrennt bleiben. In den 1980er und 1990er Jahren war es museums-politisch ein wichtiger Schritt, deutlich zu machen, dass es sich bei Migration nicht um ein Phänomen der 1960er Jahre, sondern um einen zeitlich weit früher einsetzenden Prozess handelt und Migrationsgeschichte damit sehr zentral für die Entwicklung der (bundes-) deutschen Geschichte ist. Die neue Ausstellung soll dagegen von der Realität der Migrations-gesellschaft ausgehend eine transkulturelle Friedrichshain-Kreuzberger Stadtgeschichte schreiben.¹¹⁰ Sie soll anlässlich des 50. Jahrestages des Anwerbeabkommens mit der Türkei im November 2011 eröffnet werden.

Die Idee und das Konzept des Ausstellungsprojektes wurden von Frauke Miera und Lorraine Bluche in Kooperation mit dem Kreuzberg Museum im Sommer 2008 entwickelt.¹¹¹ Ihnen

¹⁰⁹ <http://www.Kreuzberg-Museum.de/index.php?id=164#c215>.

¹¹⁰ Der neue Auftrag des Museums wurde am Anfang der drei Konzeptworkshops für die neue Ausstellung in der Begrüßung von Martin Düspohl dargestellt. Die Protokolle liegen beim Museum vor und sind auf Anfrage erhältlich.

¹¹¹ Zum Hintergrund der Kuratorinnen: Lorraine Bluche absolvierte von 2004–2006 ein Volontariat im Deutschen Historischen Museum in Berlin und wirkte als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Ausstellung „Zuwanderungsland Deutschland. Migrationen 1500–2005“ mit. Seit Februar 2006 ist sie Stipendiatin des BMBF-Forschungsprojekts „Imagined Europeans. Die wissenschaftliche Konstruktion des Homo Europaeus“, das am Fachbereich Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin angesiedelt ist und arbeitet an ihrer Promotion. Sie hat langjährige Vermittlungserfahrung im Museumskontext.

obliegt seit der Mittelbewilligung durch den Hauptstadt Kulturfond im Sommer 2009 die inhaltliche und organisatorische Umsetzung. Nach der Eröffnung wird die Vermittlung, der Betrieb und die Aktualisierung der Ausstellung in die Obhut des Museums übergeben und über zusätzliche Fördermittel finanziert. Das Ausstellungsprojekt „Orte erzählen (Migrations-)Geschichte“ will den Themenbereich in einem innovativem Zuschnitt präsentieren, der den Stand in der internationalen Diskussion über das Verhältnis von Migration und Museum, aber auch bewährte Herangehensweisen der partizipativen Tradition des Museums aufgreift. Die in Kapitel 1 formulierten Fragen – Was, wie darstellen? Und wer kann wen vertreten? – werden hier in spezifischer Weise wieder aufgegriffen und konzeptionell bearbeitet:

DARSTELLEN – WAS?

In Bezugnahme auf den französischen Historiker Pierre Nora – wird das Konzept der „Erinnerungsorte“ für Kreuzberg-Friedrichshainer Stadtgeschichte adaptiert. Gemeint sind damit „Kristallisationspunkte sozialer Prozesse“,¹¹² also nicht nur topografische Orte in der Stadt. Dargestellt werden Kreuzungspunkte, an denen etwas Wichtiges stattgefunden hat: Begegnung, Konfrontation, Ankunft, Abschied oder Subversion. Gleichzeitig bezieht das Konzept die unterschiedlichen Perspektiven *auf* diese Orte ein, die Blicke ganz unterschiedlicher Menschen und damit Lebenszusammenhänge aus dem Bezirk. Zusammengenommen konstituieren diese beiden Aspekte die Erinnerung (der Orte). Die Erzählung ist also gerade nicht um Museumsobjekte konstruiert, sondern fokussiert auf soziale Praktiken und Interaktionen. Konzeptionell wird ein ausdrücklich gegenwartsbezogener und alltagspraktischer Umgang gewählt und damit die Veränderung bzw. Veränderlichkeit aber auch die „Vielstimmigkeit“¹¹³ von Geschichte hervorgehoben. Gleichzeitig soll die materielle Verankerung von (Migrations-)Geschichte im Bezirk, ebenso

Frauke Miera hat 2004 zum Thema „Migration aus Polen nach Deutschland seit 1945. Vom Systemkonflikt zu Prozessen der Transnationalisierung und Community-Bildung“ promoviert. Sie war 1995-1998 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung und anschließend freiberuflich in Forschung und Lehre zum Thema Migration und Integration und u.a. im Forschungsprojekt „MIGSYS Immigrants, policies and migration systems“ (International Metropolis Network and the Population, Migration and Environment, 2006-2007) tätig. Sie war 2002-2004 am Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn, u.a. für die Neukonzeption der Wanderausstellung „Bilder, die lügen“ zuständig. 2004-2005 wirkte sie an der Ausstellung des Deutschen Historischen Museums Berlin „Zuwanderungsland Deutschland. Migrationen 1500-2005“ mit. Seit Juli 2006 arbeitet sie an der Europa- Universität Frankfurt (Oder), im EU-Forschungsprojekt „EMILIE – A European Approach to Multicultural Citizenship: Legal, political and educational challenges“. Sie ist Gründungs- und Vorstandsmitglied im Netzwerk Migration in Europa e.V. (www.network-migration.org).

¹¹² Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg, Antrag an den Hauptstadtkulturfond: „Migration macht Geschichte – Ein Ausstellungsprojekt zu Migration und Integration in Berlin (Friedrichshain-Kreuzberg), [unveröffentlicht], S. 10.

¹¹³ Vgl. zur konzeptionellen Operationalisierung des Ausstellungsprojekts „Erinnerungsorte der Migration“, Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg, Antrag, a.a.O., S. 10.

wie ihr symbolischer und Identität schaffender Gehalt herausgearbeitet werden. Damit sollen Orte geschaffen werden, die „für die überregionale, nationale und transnationale Erinnerung“¹¹⁴ bedeutsam sein können.

Das Konzept der Erinnerungsorte sollte in den Workshops vorgestellt und befragt werden. Mögliche Orte wurden dort gemeinsam zusammengetragen und in ihren individuellen und kollektiven Facetten diskutiert. Das Ausstellungsdisplay sieht bisher eine Teilung in zwei Etagen vor. Der eine Teil beleuchtet anhand eines überdimensionalen Stadtplans Orte in Friedrichshain/Kreuzberg, die zentrale Themen transportieren. Im zweiten Teil werden fiktive StadtführerInnen oder TeilnehmerInnen aus den Workshops, die ganz unterschiedliche Hintergründe haben, virtuell zu „ihren“ bedeutsamen Orten im Bezirk führen.

DARSTELLEN – WIE?

In der bestehenden Dauerausstellung werden die unterschiedlichen Gruppen von MigrantInnen homogenisiert und separiert. Damit entsteht das Bild von in sich geschlossenen „Kulturen“, die in der Geschichte zwar in Deutschland ansiedeln, aber relativ unverändert bleiben. Dies beschneidet die dargestellten Gruppen in ihrer kulturellen, sozialen und politischen Vielstimmigkeit und leistet einer Stereotypenbildung Vorschub. Wird Migrationsgeschichte (notwendig) als Sondergeschichte erzählt, so wird sie von der Geschichte und Erinnerung der Mehrheitsgesellschaft abgekoppelt. Kreuzberg-Friedrichshainer Stadtgeschichte soll in der neue Ausstellung aber als (immer schon) gemeinsame oder geteilte „Geschichte von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund“ erzählt werden. Sie ist der noch zu erzählenden, transkulturellen Geschichte des Stadtteils eingeschrieben.

Diese Darstellungsweise stellt den Versuch dar, Migration zur Sprache zu bringen, ohne „einen ethnisierenden oder kulturalisierenden Blick auf MigrantInnen bzw. Menschen mit Migrationshintergrund“¹¹⁵ zu reproduzieren. Der nationale Blick soll dadurch unterlaufen werden, dass vom Standpunkt einer Migrationsgesellschaft aus erzählt wird und MigrantInnen als selbstverständliche AkteurInnen in gesellschaftlichen Entwicklungs- und Veränderungsprozessen adressiert sind – nicht als Problem und nicht als Randgruppe. MigrantInnen werden in der Konsequenz weder speziell adressiert noch repräsentiert. Dagegen wurden beispielsweise zu den Konzeptworkshops explizit Menschen mit und ohne Migrationshintergrund eingeladen.

¹¹⁴ Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg, Antrag, a.a.O., S. 11.

¹¹⁵ Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg, Antrag, a.a.O., S. 7.

VERTRETEN – WER, WEN?

Die Herangehensweise hinterfragt die üblichen Methoden der Wissensproduktion in der Museumsarbeit. Dort wird zumeist Menschen außerhalb der Institution weder Einsicht in den Projektablauf gewährt noch Teilnahme ermöglicht wird. Im kuratorischen Prozess soll die Möglichkeit für „die lokalen AkteurInnen von Geschichte“ geschaffen werden, „ihre Sichtweisen und Expertise möglichst umfassend“¹¹⁶ einzubringen. Es wird versucht, die Rolle von ExpertInnen und Laien umzudrehen und damit Definitionsmacht über verwendete Konzepte, ausgewählte Inhalte und die Gestaltung des Displays zur Disposition zu stellen. Das Projekt bietet einen Raum, in dem die Aushandlung über die Ausstellung mit den beteiligten Menschen innerhalb und außerhalb des Museums stattfinden kann. Zu diesem Zweck wurden drei Konzeptworkshops veranstaltet, die im ersten Drittel des Projekts tagten und die den Auftakt für eine weitere Zusammenarbeit darstellten.¹¹⁷ Desweiteren wird es regelmäßig stattfindende Gesprächsrunden geben, bei denen Interessierte mitdiskutieren können. Zunächst wird ein vierteljährlich tagender Beirat ins Leben gerufen, zu dem alle Workshop-Teilnehmerinnen eingeladen sind und weitere Personen einbringen sollen. Als Korrektiv und Diskussionsforum soll er die Ausstellungsarbeit kritisch begleiten werden. Die endgültige Entscheidung welche Orte in der Ausstellung dargestellt werden, wird von den Museumsmitarbeiterinnen getroffen. Damit wird versucht, dem Feedback im Workshop Rechnung zu tragen, aus dem zwar reges Interesse an der Beteiligung und Mitgestaltung, weniger aber an dem Treffen von Entscheidungen geäußert wurde. Zudem versuchen die Kuratorinnen so, Verantwortung für eigene Position zu übernehmen, die beispielsweise darin besteht, dass sie als Museumsangestellte staatliches Geld dafür erhalten, zu recherchieren, sich einzubringen, zu moderieren und am Ende eine Ausstellung auf die Beine zu stellen. Außerdem wird versucht, für möglichst viel Transparenz der Abläufe zu sorgen: mit einem Newsletter, einer Projektseite im Internet und einer Facebook Seite.¹¹⁸ Alles Weitere wird Ergebnis der Zusammenarbeit selbst sein.

¹¹⁶ Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg, Antrag, a.a.O., S. 9.

¹¹⁷ Zum Zeitpunkt dieser Arbeit sind die Workshops bereits abgeschlossen, die Art der weiteren Teilnahmemöglichkeit für interessierte Workshop-TeilnehmerInnen noch nicht weiter definiert. In der Einladung wird dazu formuliert: "Wir wünschen uns, dass ausgehend von dem Workshop einzelne Interessierte sich weiter beratend, unterstützend, begleitend an dem Ausstellungsprojekt beteiligen." Gleichzeitig wird ein verantwortungsvoller Umgang mit dem gesammelten Material garantiert: "Die übrigen im Rahmen des Workshops zusammengetragenen Rechercheergebnisse – Informationen, Geschichten und ggf. Ausstellungsobjekte – werden dokumentiert und archiviert, um sie in zukünftigen Projekten weiter nutzen zu können (z.B. Unterrichtsmaterial, museumspädagogisches Material, Veranstaltungen an den konkreten Orten, Ausweitung des Konzepts Berlin weit und Erstellung eines Pfads durch Berlin zu Erinnerungsorten der Einwanderungsgesellschaft)."

¹¹⁸ Referenzprojekte für den Einsatz neuer Medien gibt es viele: Das Museum Neukölln setzte vor ihrer Neueröffnung einen Webblog auf. In den Niederlanden gibt es Versuche BesucherInnen online am Museumsgeschehen zu beteiligen. Allerdings werden diesen Angebote oft wenig genutzt, wobei wenig ausgewertete Erfahrungen vorliegen, ob und wie die Nutzung verbessert werden kann.

VERTRETEN – WIE?

Das Projekt hat den gesellschaftspolitischen Anspruch, durch die Einbeziehung wenig repräsentierter Positionen und Perspektiven dem hegemonialen Migrations-Diskurs der Mehrheitsgesellschaft etwas entgegenzusetzen. Herausgearbeitet werden sollen so „unterschiedliche, vielfältige Erzählungen *von unten* (...)“, die der „Perspektive der Mehrheitsgesellschaft *von oben*“¹¹⁹ gegenübergestellt werden kann. Als SprecherInnen dieser Perspektive von Unten werden „verschiedene Akteure des Bezirks, politische Aktivist/inn/en, Menschen, die im Sozial- und Kulturbereich im Bezirk tätig sind, Mitglieder aus Vereinen und Organisationen, Lokalhistoriker/innen“¹²⁰ eingeladen, sich zu beteiligen. Gemeinsam mit diesen AkteurlInnen soll versucht werden, die erarbeiteten Gegengeschichten in den Mainstream hineinzureklamieren, d.h. so weit in die Öffentlichkeit zu bringen, dass sie dauerhaft – also auch institutionalisiert – erinnert werden und damit in die Erinnerung der Mehrheitsgesellschaft eindringen. Ziel der Kooperation ist es also, Migration geschichtsmächtig zu machen, d.h. einen Prozess historischer Anerkennung und Einschreibung anzustoßen und praktisch in Kulturinstitutionen zu verankern. Es geht darum, im Kulturbereich Möglichkeiten zu erproben, wie ein gesellschaftliches Zusammenleben mit der gleichberechtigten gesellschaftlichen Beteiligung aller realisiert werden könnte.

2.3 Der Workshop – die Werkstatt „Erinnerungsorte und kulturelle Vielfalt“

Die Workshop-Reihe „*Erinnerungsorte* und kulturelle Vielfalt“ bildete den Auftakt des Projekts. Im Verlauf von drei Wochen fanden im April 2010 drei vierstündige Gespräche statt: Zwei dienten der Sammlung von Orten in Kreuzberg; ein Workshop thematisierte Orte in Friedrichshain. Zur Teilnahme an der Diskussion wurden Menschen „mit und ohne Migrationshintergrund“ über ein Schreiben eingeladen. Neben wissenschaftlichen Fachleuten waren vorrangig Menschen einbezogen, die in Kreuzberg (oder Friedrichshain) sozialpolitisch engagiert oder beruflich tätig sind und die ihre Fachkenntnisse in das Projekt einbringen sollen. Des Weiteren wurden RepräsentantInnen von Communities eingeladen, deren Anliegen es ist „Lern- und Integrationsprozesse anzustoßen und als Vermittler

¹¹⁹ Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg, Antrag, a.a.O., S. 9.

¹²⁰ Einladung zum Workshop „Erinnerungsorte und kulturelle Vielfalt“ am 19.6.2010.

zwischen einzelnen Communities und dem Museum aufzutreten“.¹²¹ Für die Einladung wurde u.a. auf bereits aufgebaute Kommunikationsnetze und Kontakte des Museums zurückgegriffen, aber auch neu recherchiert. In diesem Rahmen wurde das von den Kuratorinnen entwickelte Konzept der „Erinnerungsorte der Migration“ diskutiert und um weitere Vorschläge erweitert. Aus den verschiedenen Vorschlägen sollen anschließend – in Abstimmung mit der Gestaltung – fünf bis sechs Orte für die endgültige Präsentation in der Ausstellung ausgewählt werden.

Die Workshops liefen wie folgt ab: Am Anfang stand eine Begrüßung und kurze Projektvorstellung von Martin Dühspohl, Frauke Miera und Lorraine Bluche, in denen das Ausstellungskonzept erläutert und die Erwartungen offengelegt wurden (20 Minuten). Neben der Ideensammlung äußerten diese den Wunsch, zu diskutieren, ob das erarbeitete Konzept für die TeilnehmerInnen schlüssig ist. Als große Herausforderung wurde bereits an dieser Stelle die Reduzierung und Auswahl der Orte am Ende dieser Projektphase bezeichnet. Es folgte eine ausführliche persönliche Vorstellung der acht externen TeilnehmerInnen. Die meisten folgten dabei der vom Museum vorgeschlagenen Reihenfolge und informierten die Anwesenden über Namen und Wohnbezirk, seit wann er/sie in Kreuzberg wohnt oder dort gewohnt hat, in welcher Weise er/sie dort sozial, kulturell oder politisch tätig ist – beruflich oder ehrenamtlich – und welche Erwartung sich mit den Workshop verbinden (Dauer: 1 1/4 Stunden).

An die Vorstellungsrunde schloss sich das „Stadtplanspiel“ zur Ergründung der Erinnerungsorte an (Dauer: 1/2 Stunde). Die Kuratorinnen gaben als Empfehlung die Beantwortung von fünf Fragen aus, die mit unterschiedlichen Zeichen auf den Stadtplänen zu kennzeichnen waren. Gleichzeitig sollte notiert werden, warum der Ort ausgewählt und mit genau dieser Kategorie versehen wurde, um dies im Anschluss diskutierbar zu machen. Die fünf Fragen lauteten: Was ist charakteristisch für Kreuzberg? Wo bin ich gerne? Wo ungern? Welche Orte haben mich geprägt? Wo wird der (Wandel durch) Migration besonders sichtbar? Entstehen sollte im Anschluss ein offenes Gespräch über die eigene Geschichte und die der anderen Anwesenden, was im Rahmen der Vorgaben gut funktionierte (Dauer: 1 1/2 Stunden). Ergebnis dieser Auswertung war eine Liste mit möglichen Erinnerungsorten und den jeweiligen Bewertungen, die in anonymisierter Form allen TeilnehmerInnen im Nachgang des Workshops (zusammen mit der gesamten TeilnehmerInnenliste) zur Verfügung gestellt wurde.

¹²¹ Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg, Antrag, a.a.O., S. 15.

Der Workshop wurde von den Kuratorinnen als Teil eines Prozesses definiert, der den Versuch darstellt, quer zu Homogenisierungs- und Ethnisierungsdiskursen Akteurs-zentriert Gegen-Geschichte zu schreiben. Die Workshop-Phase markiert dabei eine zentrale Stelle im kuratorischen Prozess und eignet sich besonders, die formulierten Ansprüche zu überprüfen. Zu einem frühen Zeitpunkt sind viele Sachzwänge (vor allem die Zeit) des Ausstellungsprozesses noch nicht so spürbar und deshalb weniger wirkungsmächtig. Gleichzeitig ist diese Phase durch starke Offenheit aller Beteiligten, große Entscheidungsspielräume und konzeptionelle Gestaltungsmöglichkeiten geprägt. Was also den Anspruch betrifft – so ist dies eine der stärksten Phasen. Gerade die Ambitioniertheit dieses Anspruches macht das Projekt zum lohnenswerten Ausgangspunkt für eine Weiterentwicklung der Diskussion um Repräsentation zum Thema Migration im Ausstellungsfeld. Gleichzeitig bildet er die Meßlatte für die folgenden Überlegungen. Ausgehend von dem empirischen Material soll den Fragen nachgegangen werden: Inwieweit ist der Anspruch alternative Formen der Wissensproduktion zu schaffen im Workshop aufgegangen? Gibt es eine authentische Stimme, die gehört werden kann? Wer sind die geladenen SprecherInnen und welche Probleme bringt das Sprechen mit sich? Was bedeutet es, Menschen als ExpertInnen für Migrationsgeschichte einzuladen? Aus welcher Perspektive sprechen sie eigentlich? Was kommt in dem Workshop zur Sprache und was nicht? Welche Perspektiven des Sprechens werden abgebildet, welche nicht? Wer repräsentiert sich selbst und wer wird repräsentiert? Wer ist als Experte/in anerkannt und wie läuft diese Anerkennung?

Ich hoffe dabei deutlich machen zu können, dass und vor allem wie die aufgeworfenen, recht grundlegenden theoretischen Fragen an meine Erfahrungen im Workshop und in den Interviews, also an einen Kuratierungsprozess rückgebunden sind, der noch nicht abgeschlossen ist. Es geht mir darum, Beschränkungen und Beschränktheiten dieses Prozesses herauszuarbeiten, um mit der Diskussion vielleicht daran mitzuarbeiten, neue Möglichkeiten des Umgangs mit diesen Grenzen zu erdenken.

3. WIE, WAS, WEN REPRÄSENTIEREN?

Im ersten Teil wurde unter Berücksichtigung aktueller museumstheoretischer und - praktischer Diskussionen beschrieben, welche Herausforderungen eine Migrationsgesellschaft an das Museum stellt und welche institutionellen Veränderungen sich daraus ergeben könnten. Wanderungsbewegungen stellen Wahrheitsregime und Repräsentationsverhältnisse im Museum in Frage. Für die museale Aufarbeitung des Themas Migration stehen demnach Probleme der Repräsentation im Mittelpunkt, die nicht nur eine Ausstellung als Produkt, sondern den gesamten Prozess ihrer Erarbeitung betreffen. Was, wie darzustellen ist und wer, wen vertreten kann, sind dabei – kurz gefasst – die sich stellenden Fragen.

Dies legt die Suche nach neuen Konzepten nahe, die sich für gesellschaftliche Auseinandersetzungen öffnen, ja sogar Verhandlungen und Kontroversen in den Vordergrund der Museumspraxis stellen. Wie in Kapitel 1 geschildert wurde, greift die Initiative „Orte erzählen (Migrations-)Geschichte“ diese Problemstellungen auf und entwickelt sie weiter – im Rückgriff auf praktische Erfahrungen und konzeptionelle Gehversuche im Ausstellungsfeld, wie sie das Kreuzberg Museum oder das „Projekt Migration“ aufweisen. Quer zu homogenisierenden und ethnisierenden Erzählweisen will das Ausstellungsprojekt an Hand von „Erinnerungsorten“ eine (Migrations-)Geschichte *von unten* zur Darstellung bringen, die von den AkteurInnen im Bezirk ausgeht.

Die folgenden Ausführungen sind Ergebnis der Analyse des Workshops „*Erinnerungsorte* und kulturelle Vielfalt“, der für mich gedanklicher Ausgangspunkt dieser Arbeit war. Dieser Punkt im kuratorischen Prozess eignete sich für meine Untersuchung, weil er beispielhaft für den inklusiven Ansatz des Projektes ist. Gerade in den konkreten Gesprächen und Diskussionen im Workshop wurde deutlich, wie schwierig es ist, dem vorab formulierten Anspruch gerecht zu werden, Repräsentationsverhältnisse in und mit der Ausstellung zu verändern. Diese Problemstellung werde ich im Folgenden unter Einbeziehung der theoretischen Überlegungen von Stuart Hall, Edward Said und Gayatri Chakravorty Spivak¹²² verdeutlichen. Sie stellen Fragen, die sich für mich in der Workshop-Praxis als sehr entscheidend erwiesen haben:

Wie bilden sich Stereotype und warum sind sie in der Praxis so wirkungsmächtig (Hall)?

¹²² Die drei TheoretikerInnen sind zentrale Bezugspunkte postkolonialer Diskussion.

Wie ist das Verhältnis von Kulturellem und Politischen? Warum spielen politische Machtverhältnisse für das Feld der Kultur eine Rolle (Said)?

Und wer darf in der gegenwärtigen Gesellschaft eigentlich und wer wird in der Repräsentation zum Schweigen gebracht (Spivak)?

Die theoretischen Vorarbeiten unterstützen die Entwicklung eines begrifflichen Instrumentariums, mit Hilfe dessen ich beschreibe, was in der Analyse des Workshops als relevante Auseinandersetzungen sichtbar wurde. Unter anderem waren das Fragen, wie:

Wer ist in der Diskussion als Experte/in anerkannt und wie läuft diese Anerkennung?

Wer repräsentiert sich selbst und wer wird repräsentiert?

Aus welcher Perspektive wird eigentlich gesprochen?

Wie "authentisch" sind die Stimmen und welche Erinnerungen kommen zur Sprache?

Welche Perspektiven werden abgebildet und was bleibt unsichtbar?

Aus den vielfältigen Fragen konnte ich drei Kernthemen herausarbeiten, die hier vorgestellt und diskutiert werden: Wie darstellen? (Kapitel 2.1) Wer spricht wie für wen? (Kapitel 2.2) Was ist (Migrations-)Geschichte? (Kapitel 2.3).

3.1 Wie darstellen? – Stereotypen, Differenzordnungen, Kämpfe

Repräsentieren kann zunächst mit Vergegenwärtigen übersetzt werden – etwas Abwesendes anwesend machen. In den bisherigen Ausführungen wurde mit Repräsentieren Darstellen und Vertreten bezeichnet. Damit wurde der doppelten Bedeutung dieses Begriffes gefolgt, wie er im Ausstellungsfeld allgemein verwendet wird. Die Annahme, eine – wie auch immer geartete – „objektive“ Darstellung wäre in der Lage, die Realität wider zu spiegeln, also real zu vertreten, ist damit in der Museumstheorie nachhaltig zerstört. Repräsentation wird unter dem Blickwinkel von Sichtweisen und Deutungsmustern sozialer Sachverhalte betrachtet, die gesellschaftliche Praxis hervorbringen – in Bildern, Zeichen und Praktiken. Davon ausgehend kann Repräsentieren als auswählende, darstellende, strukturierende und formgebende Tätigkeit bezeichnet werden, die nicht nur etwas nachahmt, sondern vielmehr Bedeutung in der Museumspraxis produziert.¹²³ Mit Hall ist davon auszugehen, dass in dem Workshop „*Erinnerungsorte und kulturelle Vielfalt*“ Bedeutungsproduktion stattfindet. Schon die Namensgebung stellt Zusammenhänge her, die etwas bedeuten: Beispielsweise zwischen kultureller Vielfalt (etwas Aktuelles) und Erinnerung (etwas Vergangenes) oder zwischen Erinnerung (etwas Gedankliches) und Orten (etwas Materielles). Die Bedeutungsproduktion findet in den Diskussionen um die Wahl der Orte, in der Auswahl der Beteiligten und der Kommunikationssprache oder in der Struktur des Workshops statt. Gleichzeitig liegen dieser Praxis (u.a. im Ausstellungsfeld generierte) Differenzordnungen zu Grunde, das heißt eine Sortierung der Welt in Gegenüberstellungen. Sie ist so allgemein gültig, dass sich alle Beteiligten in ihrem Denken und Handeln darauf beziehen (müssen).¹²⁴ Daher können nicht beliebige Bedeutungen generiert werden. Sie bleiben rückgebunden an einen gesellschaftlichen Möglichkeitshorizont, den es immer mit zu berücksichtigen gilt, wenn über Veränderung gesprochen wird. Die Frage nach Repräsentationsverhältnissen – wer sich Migrationsgeschichte wie vorstellt und wer sich welche Position darin zuschreibt oder wer sie wie darstellt – ist immer auch die Frage danach, wie diese Differenzordnungen hergestellt werden und warum sie gesellschaftlich so plausibel sind. Dieser Frage nach politischen Kräfteverhältnissen soll im Folgenden in Bezugnahme Stuart Halls Überlegungen zur Herausbildung von Stereotypen und Differenzordnungen und den darum stattfindenden gesellschaftlichen Kämpfen diskutiert werden.

¹²³ Vgl. dazu Stuart HALL, *The rediscovery of ›ideology‹: return of the repressed in media studies*, S. 64, in: Michael GUREVITCH, Tony BENNETT, James CURRAN, Janet WOOLLACOTT, *Culture, society and the media*, London 1982, S.52–86, <http://www.ram-wan.net/restrepo/hall/the%20rediscovery%20of%20the%20ideology.pdf> (6.6.2010).

¹²⁴ Vgl. Paul MECHERIL, ›Diversity‹. Differenzordnungen und Modi ihrer Verknuüpfung, http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_1761.asp (10.8.2010).

3.1.1 Stereotype als Träger von Bedeutung

Eine zentrale Praxisform, die binäre Gegenüberstellungen produziert und aufrechterhält, wird von Hall als Stereotypisierung¹²⁵ bezeichnet. In der Stereotypisierung wird ein Bündel an (historisch wechselnden) sichtbaren, kulturellen Zeichen – beispielsweise Sprache, Kleidung oder Religion – als Abgrenzungszeichen mit Bedeutung belegt. Die Zeichen erhalten Konnotationen, d.h. sie verschweißen sich mit konkreten gesellschaftlichen Verhältnissen – also Kultur, Geschichte und Wissen – und gelangen so in die Sprache oder die Bilder: die verschleierte Frau wird zur integrationsunfähigen Muslimin, der türkische Street-style Jugendliche zum gewalttätigen Rütli-Schüler.¹²⁶

Als Träger der Andersheit dient dabei der Körper, an dem Differenz scheinbar direkt abgelesen werden kann. „Die sozialisierende Wirkung grundlegender Ordnungen besteht darin, dass sie Selbstverständnisse praktisch, kognitiv-explizit, aber in erster Linie auch sinnlich-leiblich vermittelt, in denen sich soziale Positionen und Lagerungen spiegeln.“¹²⁷

Diese (meist) körperlich verorteten Zeichen gehen „Beziehungen mit dem weiteren Universum der Ideologien in einer Gesellschaft ein“¹²⁸ und werden zu gängigen und benutzten Codes, die unmittelbar Differenz anzeigen. Diese werden in der praktischen Kommunikation und Interaktion von Menschen benutzt und dienen zur Orientierung des eigenen Handelns. Sie werden wirksam, indem sie zu allgemeingültigen Bezugspunkten werden, egal ob sich die Handelnden ihrer bedienen, sie ablehnen, leugnen oder sie zu unterlaufen versuchen.

Sichtbar wird dieser Prozess beispielsweise in den ethnologischen Museen westlicher Tradition. Das „Andere“ wird dort als eine Art Naturgegenstand gesammelt und ausgestellt. Gerade im Museum wird die Verdinglichung sozialer Verhältnisse in den Museumsobjekten besonders anschaulich. Ihrem sozialen Lebens-, Gebrauchs- und Bedeutungskontext entzogen, werden sie symbolisch eingemeindet, im wissenschaftlichen Prozess der Sortierung und Kategorisierung kolonisiert und damit stellvertretend einer (westlichen) Kontrolle unterworfen. Diese Form der Darstellung findet ihre Fortsetzung nicht selten in

¹²⁵ Stuart HALL: Das Spektakel der ›Anderen‹, S.150, in: Stuart HALL, Ausgewählte Schriften 4. Hamburg 2004. S. 108 – 166.

¹²⁶ Die Diskussion um die Rütli-Schule in Berlin-Neukölln ist beispielhaft für die Migrationsdebatte in Deutschland, die „fehlende Integrationsbereitschaft“ für das Scheitern bundesdeutscher Politik verantwortlich machen. Vgl. dazu Andreas FANIZADEH, Die Rütli-Schule in Berlin-Neukölln und der neu entfachte Kulturkampf: Integration versus Migration. Hurra, Hurra, die Schule brennt!, http://www.ostblog.de/2006/04/die_ruetlischule_in_berlinneuk.phpRütli-Schule (17.5.2010)

¹²⁷ MECHERIL, ›Diversity‹, a.a.O.

¹²⁸ Stuart HALL, Kodieren/Dekodieren, S. 74, in: Stuart HALL, Ideologie, Identität, Repräsentation, Ausgewählte Schriften 4. Hamburg 2004. S. 66–80.

Migrations-Ausstellungen. „Statt geschnitzten Masken stehen dann verschiedene alltagskulturelle Gegenstände gewissermaßen als symbolische Essenz für die *Eingewanderten*“¹²⁹ und werden als materieller Ausdruck kultureller Differenz entschlüsselt. „Der wichtige Punkt ist, dass Stereotype sich sowohl auf Vorstellungen in der Fantasie beziehen, als auch auf das, was als *wirklich* wahrgenommen wird. Zudem ist das, was visuell durch die Praktiken der Repräsentation produziert wird, nur die halbe Geschichte. Die andere Hälfte – die tiefere Bedeutung – liegt in dem, was nicht gesagt, aber vorgestellt wird, was impliziert wird, aber nicht gezeigt werden kann.“¹³⁰ Diese Verbindungen von konkreten Zeichen und kulturellen Bedeutungszusammenhängen bezeichnet Hall als „Landkarten der sozialen Wirklichkeit“, denen die „gesamte Bandbreite sozialer Bedeutungen, Praktiken und Bräuche, von Herrschaft und Interesse einbeschrieben“¹³¹ sind. Stereotype schweißen die sichtbaren Zeichen und ihre Bedeutung so dauerhaft zusammen, dass sie gänzlich natürlich und zeitlos erscheinen und als gängige Kodes der sozialen Verständigung dienen.¹³²

Diese Kodes sind binär aufgespalten: „Wir“ und „die Anderen“, „Deutsche“ und „MigrantInnen“, „gut“ und „böse“. Damit werden symbolische Grenzen geschaffen. Diese machen es möglich, das, was beispielsweise der Mehrheitsdeutsche – kollektiv und individuell – nicht sein will, „dem Anderen“ zuzuschreiben und sich scharf davon abzugrenzen. Dies passiert beispielsweise, wenn „den Muslimen“ Dogmatismus oder Rückschrittlichkeit zugeschrieben wird, um damit die eigene demokratische Haltung und Fortschrittlichkeit plastisch zu machen. Außerdem werden durch natürlich erscheinende Grenzen soziale Ausschlüsse plausibel.¹³³ In Stereotypen kommt die soziale Furcht zur Geltung, die mit der Infragestellung dieser Grenzen verbunden ist, zum Beispiel die Angst vor Privilegienentzug durch die Einführung des „Ausländerwahlrechts“ oder vor Statusverlust durch eingewanderte Fachkräfte. Gerade weil es sich bei der Diskussion um Repräsentation um „eine symbolisch beladene und affektiv aufgeladene Frage handelt, weil es bei der Frage um etwas geht und man einiges – bedeutsame Selbstverständnisse und Privilegien, symbolische und faktische Positionen – verlieren könnte, ist das System repräsentationaler

¹²⁹ Martina BÖSE, „Ich entscheide ich dafür, MigrantInnen zu sagen. Zur Vermittlung von „Gegenerzählungen“ und Repräsentationspolitik in der Ausstellung „gastargajteri – 40 Jahre Arbeitsmigration“, S. 125, in: Schnittpunkt – Beatrice JASCHKE, Charlotte MARTINZ-TUREK, Nora STERNFELD (Hg.), Wer spricht, Wien 2005, S. 120–151.

¹³⁰ HALL, Das Spektakel, a.a.O. S.150.

¹³¹ HALL, Das Spektakel, a.a.O., S.150.

¹³² HALL, Das Spektakel, a.a.O., S. 151.

¹³³ HALL, Das Spektakel, a.a.O., S. 145.

Ungleichheit ein gesicherter und relativ stabiler Zusammenhang.“¹³⁴ Die Grenzen zwischen dem „Wir“ und „den Anderen“ bleiben bestehen, solange bestimmte Macht- und Ungleichheitsverhältnisse hegemonial sind. Als Hegemonie kann hier mit Hall „eine Form der Macht“ verstanden werden, „die auf der Führung einer Gruppe in vielen Handlungsfeldern gleichzeitig beruht, so dass ihre Vormachtstellung über breite Zustimmung verfügt und als natürlich und unvermeidbar erscheint“.¹³⁵

3.1.2 Die Alltäglichkeit von Differenzordnungen

Die Differenz zum „Anderen“ ist historisch so hegemonial, dass es gegenwärtig eine Art Naturverhältnis ist und sich tief in den Erkenntnisstrukturen verankert hat. Die gesamte Ordnung gesellschaftlicher Ungleichheits- und Verteilungsverhältnisse kulminiert „in Form von Bedeutungen, Praktiken und Überzeugungen“¹³⁶, die zusammengenommen als Alltagsverstand¹³⁷ zu bezeichnen sind. Denn im Alltagsverstand verdichten sich bestehende Lesarten und Denkweisen von und über die gesellschaftliche Realität, also die Vorstellungen darüber, „wie die Dinge für alle praktischen Belange innerhalb dieser Kultur funktionieren, die Rangordnung von Macht und Interesse sowie die Strukturen der Legitimation, der Einschränkung und Sanktionen“.¹³⁸ Differenzordnungen sind also keine gedanklichen Konstruktionen, sondern werden immer wieder von Neuem ausagiert und im Handeln bestätigt. In politischen, akademischen und kulturellen Auseinandersetzungen, wie z.B. Ausstellungen und Museen, wird ihnen viel Aufmerksamkeit geschenkt. Identitäts- und Differenzkategorien werden immer wieder aufs Neue reformuliert, umgearbeitet und subjektiv, institutionell und kollektiv verankert. Bestimmte Deutungsmuster und Handlungsschemata werden in diesem Prozess – der Workshop ist ein Teil davon – eingeübt, um subjektiv verankert und dann wieder gesellschaftlich wirksam zu werden. Sie verändern sich zwar ständig, sind aber darauf angelegt, die jeweiligen common-sense-Konstruktionen zu erhalten. Die Zuordnungen von Codes sind nicht willkürlich, sondern finden unter der Prämisse wirkungsmächtiger Strukturiertheit einer gesellschaftlichen Formation statt. Einige werden sozial nahegelegt, andere weniger.

¹³⁴ Anne BRODEN, Paul MECHERIL, Paul (Hg.), Re-Präsentationen – Dynamiken der Migrationsgesellschaft, Düsseldorf 2007, S. 15.

¹³⁵ HALL, Das Spektakel, a.a.O., S. 145.

¹³⁶ HALL, Koderieren/Dekodieren, a.a.O., S.75.

¹³⁷ Hall bezieht sich hier auf den italienischen Marxisten Antonio Gramsci.

¹³⁸ HALL, Koderieren/Dekodieren, a.a.O., S.75.

Obwohl Hall von einem „Muster bevorzugter Lesarten“¹³⁹ ausgeht, betont er, dass Differenzordnungen nicht unveränderbar sind.¹⁴⁰ Ein Ereignis oder Sachverhalt kann potenziell immer mit mehr als nur einer „Markierung zu ordnen, zu klassifizieren, zuzuschreiben und zu dekodieren“¹⁴¹ sein. Die Bedeutungen können dabei, je nach individuellem Background und Anliegen, ganz unterschiedlich sein, spannen aber zusammen genommen den möglichen Bedeutungshorizont auf, vor dem unterschiedliche Deutungen ausgehandelt werden. So gibt es im Migrationsdiskurs beispielsweise durchaus verschiedene Stränge, die sich überlagern oder widersprechen, also nicht in eins zu setzen sind: konservative und multikulturelle Ansätze, Forderungen nach repressiver Integration und nach „Bleiberecht für alle“, Leitkulturdebatte und Transnationalismus. Welche Deutungen sich gesellschaftlich durchsetzen, ist eine Frage gesellschaftlicher Macht, die in Deutschland aktuell nicht in Händen migrantischer oder antirassistischer Organisation liegt.

Differenzordnungen sind im Ausstellungsfeld, als Ort gesellschaftlicher Kämpfe, mit Hall als „unsichtbare“ Regeln zu bezeichnen,¹⁴² die eine bestimmte Ordnung herstellen. Sie organisieren Kompetenzen und Handlungsmöglichkeiten des jeweiligen Feldes. Bestimmte Bereiche werden bevorzugt, anderen benachteiligt. Diese Regeln erhalten oder transformieren den Bedeutungsrahmen, innerhalb dessen Äußerungen oder soziale Handlungen gelesen werden (sollen). Dadurch legen sie die Grenzen des Denk-/Sagbaren im Rahmen eines bestimmten Diskurses fest. Differenzordnungen stellen die Grundlage dafür dar, welche sozialen Positionen repräsentiert werden und welche nicht, wer gesellschaftlich sichtbar und anerkannt ist. Beispielsweise ist Ethnizität in der Diskussion um Migration und gesellschaftliche Positionierung „der notwendige Ort oder Raum, von dem aus Menschen sprechen“,¹⁴³ von dem aus sie handeln und sich selbst verstehen. Die Entwicklung der eigenen politischen Subjektivität und Handlungsfähigkeit ist notwendig an diese Positionierung geknüpft.¹⁴⁴ Gleiches gilt für Nation, Identität und Kultur.

¹³⁹ HALL, Kodieren/Dekodieren, a.a.O., S.75.

¹⁴⁰ Hall spricht von Dominanz und nicht von Determination. Vgl. dazu: Stuart HALL, ›Rasse‹, Artikulation und Gesellschaften mit struktureller Dominante, in: Stuart HALL, Ideologie, Identität, Repräsentation, Ausgewählte Schriften 4. Hamburg 2004. S. 89–136.

¹⁴¹ HALL, Kodieren/Dekodieren, a.a.O., S. 74.

¹⁴² Es handelt sich um Reglementierungen im dominant strukturierten Feld, die er als performative Regeln charakterisiert. Ähnlich wie in Foucaults Analysen diskursiver Normalisierungen.

¹⁴³ Stuart HALL, Das Lokale und das Globale: Globalisierung und Ethnizität, in: Stuart HALL, Rassismus und kulturelle Identität, 1994, S. 61.

¹⁴⁴ Stuart HALL, Ethnizität: Identität und Differenz, in: Peter ENGELMANN (Hg.), Die kleinen Unterschiede. Der cultural studies reader, 1999, S. 95.

Es muss also der Tatsache Rechnung getragen werden, dass vor allem der Diskurs über Migration nachhaltig von einer binären Ordnung geprägt ist. Von einem Standpunkt der Diversität bundesdeutscher Gesellschaft als Migrationsgesellschaft auszugehen, läuft dabei immer Gefahr, die Effekte der Differenzordnungen und die damit verbundenen Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu unterschätzen. So beinhaltet die Herstellung eines neuen „Wir“ immer auch die Bestätigung, dass es ein „Anderes“ gibt. In dieser Anordnung gehen die Herstellung des Eigenen und die Bedeutung des „Anderen“ einher, aber auch umgekehrt. Beide sind wechselseitig voneinander abhängig und beschreiben sich gegenseitig. Die Wechselseitigkeit dieser Beziehung bedeutet gleichzeitig, dass das Selbstbild der homogenisierten „Anderen“ an das der Mehrheitsdeutschen rückgebunden wird. Der „*objektive Blick der Weißen*“¹⁴⁵ ist immer Bestandteil der (Selbst-)Darstellung von MigrantInnen, ihrer Denk- und Handlungsformen ebenso, wie der benutzten gesellschaftlichen Codes. Die Äußerungen von MigrantInnen, wie in der Kulturpolitik, sind also rückgebunden an das „*assistische Wissen* oder den *hegemonialen Blick* – die Mehrheit ist in jeder Ausdrucksform auf eine bestimmte Weise enthalten“.¹⁴⁶

3.1.3 Das Kulturelle ist politisch

An dieser Stelle ist mit Hall ein weiteres Mal auf den Zusammenhang des Kulturellen¹⁴⁷ mit dem Politischen zu betonen. Die „Konstruktion von Bedeutung“ und die „Art und Weise, wie Bedeutung umkämpft und hergestellt wird“, sind durch und durch politische Prozesse und „müssen in ihrer relativen Autonomie oder spezifischen Wirksamkeit verstanden werden“.¹⁴⁸ Edward Said beschreibt in seinem Werk „Orientalism“ (1978) eingängig, welche

¹⁴⁵ Mark Terkessidis, Vertretung, Darstellung, Vorstellung. Der Kampf der MigrantInnen um Repräsentation, <http://eipcp.net/transversal/0101/terkessidis/de>, vgl. zu Fanon auch: Schwarze Haut, weiße Masken + Vgl. zu Fanon: Udo WOLTER, Frantz Fanon – Antikolonialismus und Postkolonialismus, Vortrag, Internationalismus-Woche, Bochum, 30.11.2002, http://www.rote-ruhr-uni.org/texte/wolter_fanon.shtml.

¹⁴⁶ Mark TERKESSIDIS, Kulturarbeit in der Einwanderungsgesellschaft, S. 18, in: Sylvia KÖCHL, Radostina PATULOVA, Vina YUN (Hg.), fields of TRANSFER. MigrantInnen in der Kulturarbeit, Wien o.J., S. 14–20.

¹⁴⁷ Der substanzialisierende Begriff der Kultur erscheint mir problematisch, daher verwende ich stattdessen „das Kulturelle“ und folge den Ausführungen von María do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan zu Arjun Appadurai: „Kultur stellt für viele, so Appadurai, eine Art mentaler oder physischer Substanz dar, weshalb er den Begriff „das Kulturelle“ [cultural] dem der „Kultur“ [culture] vorzieht. Dies erlaubt es ihm, sich in den Bereich der Differenzen, Kontraste und Vergleiche hineinzubewegen und dabei gleichzeitig Kultur nicht als Substanz, sondern als eine Dimension von Phänomenen zu betrachten. Darüber hinaus schlägt er vor, mit dem Begriff „das Kulturelle“ nur die Differenzen zu bezeichnen, die der Konstruktion, dem Ausdruck und der Mobilisierung von Gruppenidentitäten dienen und zwar im Sinne einer instrumentellen und nicht einer primordialistischen Konzeption von Ethnizität.“ María do Mar CASTRO VARELA, Nikita DHAWAN, Migration und die Politik der Repräsentation, S. 30, in: Anne BRODEN, Paul MECHERIL (Hg.), Re-Präsentationen – Dynamiken der Migrationsgesellschaft, Düsseldorf 2007, S. 29–46.

¹⁴⁸ Stuart HALL, Reflektionen über das Kodieren/Dekodieren-Modell. Ein Interview, S. 82, in: Stuart Hall: Ideologie, Identität, Repräsentation, Ausgewählte Schriften 4. Hamburg 2004, S. 81–107.

Besonderheiten diese Verquickung von „Politik und Kultur“ aufweisen. Im Folgenden soll daher kurz darauf eingegangen werden.

Said arbeitet heraus, dass „der Orient“ als „Kulturraum“ erst dadurch erzeugt wurde, dass westliche ForscherInnen einem bestimmten Territorium diesen Namen gaben und es zum Untersuchungsgegenstand machten. Die scheinbar klare Grenze zwischen „Orient“ und „Okzident“ ist also keine natürliche, sondern das Ergebnis einer wissenschaftlichen Darstellungsform. Die Abgrenzung entspringt einem Repräsentationssystem, das in einer bestimmten Art und Weise angeordnet ist.¹⁴⁹

Dass der „Orient“ beforscht wurde, war dabei keine zufällige Interessensentscheidung von WissenschaftlerInnen. Vielmehr wurde die Region entdeckt, weil sie u.a. politisch von Interesse war. In diesem Kontext generierte die „Orient“-Forschung ExpertInnenwissen, das es den europäischen Kolonialmächten erleichterte, ihre Macht auszuüben und zu legitimieren. Hier gelingt es Said die Kopplung von westlichen Schriften, Repräsentationen und Forschungsinhalten mit den kolonialen Institutionen und Machttechniken aufzuweisen. Die Begegnung zwischen den „Kulturen“, wie Orientalisten sie anstreben, fand und findet nicht zwischen gleichen Gegenübern statt. Gesammelte Fachkenntnis über „orientalische Kultur“ beinhaltet(e) immer auch die Zunahme möglicher Kontrolle im kolonialen Aneignungsprozess. Wie und welches Wissen produziert wird, hängt somit einerseits mit politischer Deutungsmacht zusammen, andererseits verleiht die Ausstattung mit Wissen wiederum die Autorität, Macht ausüben zu können und diesem Wissen gemäß auf die Formierung sozialer Realität einzuwirken. Dass bestimmte Konstruktionen gesellschaftlich wirkungsmächtig werden, ist ein Effekt dieser Machtverhältnisse. Die Geste der Neugier und des Forschens ist damit als Aspekt einer Herrschaftstechnologie zu betrachten.¹⁵⁰

Das Forschen über Migration kann in diesem Zusammenhang gelesen werden. „Wenn es um Integration geht, sind die Migrant/innen in den letzten Jahren die am meisten untersuchte Gruppe, und auch wenn sie in diesen Untersuchungen nicht mehr Ausländer genannt werden, ist man sich doch insgeheim sicher, dass sie es sind. Sie haben Auskünfte zu geben über ihre Bildungsbiografien, ihre kulturellen und religiösen Identitäten, über ihre Auffassungen von Staat, Demokratie und Abendland“.¹⁵¹ Natürlich ist die Aufwertung der

¹⁴⁹ Vgl. Edward W. SAID, *Orientalismus*, Frankfurt/Main 2009, S. 9–18

¹⁵⁰ Vgl. SAID, *Orientalismus*, a.a.O., S. 18–25.

¹⁵¹ Astrid MESSERSCHMIDT, *Weltbilder und Selbstbilder. Bildungsprozesse im Umgang mit Globalisierung, Migration und Zeitgeschichte*, Frankfurt am Main 2009, S. 88.

Migrationsforschung einerseits als Bewusstsein dafür zu begrüßen, dass Wanderungsbewegungen in Deutschland eine entscheidende Rolle für gesellschaftliche Veränderung spielen. Dennoch zeigt sich darin nicht allein wissenschaftlicher Erkenntnisdurst oder ein Interesse an kulturellen und sozialen Praktiken von deutschen Bevölkerungsteilen. Auf die bundesdeutsche Gesellschaft übertragen wird deutlich, dass diese Diskurse in zweifacher Weise machtvoll sind. „Sie sind ihrem Potenzial nach Instrumente der Bändigung, Unterwerfung und der Domestizierung der Anderen und sie sind, grundlegender noch, Beschreibungspraxen, durch die Andere erst zu Anderen werden, also als *andere Subjekte* in die Welt kommen.“¹⁵²

3.1.4 Kämpfe als Gegenbewegung

In antirassistischen und migrantischen Kämpfen sowie in den sozialen Bewegungen gibt es unterschiedliche Strategien, gängige Deutungs- und Handlungsmuster zu verändern. Sie stellen den Versuch dar, Differenzordnungen zu sprengen und Repräsentationsverhältnisse umzukehren. Zwei Strategien finden in der bundesdeutschen Praxis des Anti-Rassismus bis heute sehr facettenreiche Anwendung und sollen daher dargestellt werden:

DIE ERSTE STRATEGIE versucht die gängigen Zuweisung umzukehren, indem sie „alle Eigenschaften, die normalerweise negative Stereotype darstellen, positiv“¹⁵³ besetzt. So zelebriert beispielsweise der „Karneval der Kulturen“ in Berlin, stereotype Darstellungen von „Schwarzen“ oder „Orientalischer Kultur“, wie die Vorliebe für Trommeln oder Bauchtanz, inszeniert sie als Event und besetzt sie mit Ausgelassenheit und Spontaneität. Dies verändert zwar die Bewertung der Attribute und wirkt sich u.a. auf das Selbstbewusstsein der Personengruppen aus, denen diese Fähigkeiten zugeschrieben werden. Dennoch akzeptiert die bloße Umkehrung die binären Differenzcodes und ist damit gut vereinbar mit fortgeführter Ausgrenzung und Ungleichheit jenseits des Kulturevents.¹⁵⁴

EINE ZWEITE STRATEGIE versucht, auf die Produktion von Bildern „des Schwarzen“ oder „des Migrant*en“ usw. einzuwirken und den negativen Konnotationen – „der Kriminelle“, „die

¹⁵² Anne BRODEN, Paul MECHERIL, Migrationsgesellschaftliche Re-Präsentationen. Eine Einführung, S. 11, in: Anne BRODEN, Paul MECHERIL (Hg.): Re-Präsentationen – Dynamiken der Migrationsgesellschaft, Düsseldorf 2007, S. 7–28.

¹⁵³ HALL, Das Spektakel, a.a.O., S. 159.

¹⁵⁴ Vgl. HALL, Das Spektakel, a.a.O., 159–161.

Kopftuchträgerin“, „der Ehrenmörder“ – positive Bilder entgegenzustellen. Repräsentationen, die vormals den Mehrheitsdeutschen vorbehalten waren – „der wohl sorgende Familienvater“, „die schöne, emanzipierte junge Frau“, „die berufstätige Mutter“ – werden nun multikulturalisiert. Durch die Bereitstellung neuer Bilder wird versucht, die Einseitigkeit von Stereotypen aufzubrechen. Diese wird durch das Diktum von „Vielfalt und Differenz“¹⁵⁵ ersetzt und damit der Versuch unternommen, positive Identifikationen – für Mehrheitsdeutsche und MigrantInnen – zu schaffen. Diese Strategie birgt die Gefahr, das Repertoire der Bilder – ob nun positiv oder negativ besetzt – nur zu vergrößern und nicht zu verdrängen. Vervielfältigung alleine, bricht die Stereotype nicht auf, sondern stellt ihnen nur neue zur Seite. „Diese Strategie fordert die Binaritäten heraus – aber sie unterminiert sie nicht.“¹⁵⁶

In der Repräsentation kann also nicht einfach aus diesen Differenzordnungen ausgebrochen werden, da es sich eben um die gesellschaftlich möglichen Darstellungsformen handelt. Sie können nach Hall gewendet oder in ihr Gegenteil verkehrt werden, womit aber noch nicht ihre Gültigkeit in Frage gestellt ist. Die Kategorien Identität, Kultur oder Ethnizität sind nicht nur diskriminierende Codes, sondern eben auch die Formen, in denen mögliche Veränderungen von Repräsentationen verhandelt werden. „Identitäten drehen sich um Fragen, wie Quellen aus Geschichte, Sprache und Kultur genutzt in einem(?) Prozess werden können, der mehr Werdens mehr als Sein ist: Nicht *Wer wir sind* oder *Wo wir herkamen*, als vielmehr was wir werden könnten, wie wir repräsentiert worden sind und wie das wiederum das beeinflusst, wie wir uns selbst repräsentieren. Identitäten sind demnach innerhalb und nicht außerhalb von Repräsentationsverhältnissen zu denken.“¹⁵⁷

In dieser Auseinandersetzung gibt es kein Außen oder eine klare oppositionelle Position. Dem eigenen Kampf um Anerkennung und Teilhabe sind vielmehr immer ethnifizierende und kulturalisierende Momente des Mehrheitsdiskurses eingeschrieben, da in diesen Debatten der Möglichkeitshorizont von Denk- und Handlungsweisen festgelegt wird. Die Frage, wie jede/r in dieser Diskussion über unsere Arbeits- und Lebensformen mitreden und entscheiden kann, hat also auch damit zu tun, welche Identitäten als mögliche Ausgangspositionen und -optionen in den bestehenden Repräsentationsverhältnissen gebildet werden. Ob die eigene nationale, kulturelle und ethnische Zugehörigkeit in diesem Prozess präsent ist, wird in diesem Zusammenhang bedeutsam. Denn sie ist eng mit der

¹⁵⁵ Vgl. HALL, Das Spektakel, a.a.O., S. 162.

¹⁵⁶ Vgl. HALL, Das Spektakel, a.a.O., S. 163.

¹⁵⁷ Stuart HALL: Introduction. Who Needs 'Identity'?, S. 4, in: Stuart HALL, PAUL Du Gay (Hg.): Questions of Cultural Identity, London/New Delhi 1996, 1–17, [Übersetzung Julia Schnegg].

Möglichkeit von gesellschaftlicher Teilhabe verwoben. Wenn sich aber die mehrheitsdeutsche Identität in Abgrenzung zu MigrantInnen konstituiert, dann ist ihre Machtausübung niemals gänzlich abgeschlossen und abgeschottet. Vielmehr eröffnet sich der Raum, die bestehende symbolische Ordnung mit zu beeinflussen. Auch wenn dies nicht intentional als politische Strategie betrieben wird, so beweist es doch die Handlungsmacht der Minorisierten. Hier wäre nach Einsatzmöglichkeiten für eine (museums-)politische Strategiebildung zu suchen.

3.1.5 Kämpfe um die symbolische Ordnung

„Trotz dieser machtvollen Unirritiertheit“ der Differenzordnungen „haben wir es aber alles andere als mit feststehenden Verhältnissen zu tun.“¹⁵⁸ Vielmehr wird in Kunst, Wissenschaft, Politik und Medien aktuell mehr denn je um Repräsentationsverhältnisse gestritten. Es gab erfolgreiche Kritik an der politischen Praxis von „Ausländerbeauftragten“ oder Referaten für „Interkulturelles“, die MigrantInnen verwalten, aber keine Strukturen schaffen, in denen sie sich selbst vertreten können. Als Konsequenz wurden wichtige Stellen in Institutionen mit MigrantInnen besetzt und mehr Raum für Selbstvertretung und -organisation im Erziehungs-, Gesundheits- oder Kulturbereich geschaffen. Außerdem wurden gängige Stereotype wie „der kriminelle Ausländer“ durch die Migrationsforschung als wissenschaftliche Falschaussage entkleidet. Der Sachverhalt, dass mit Förderung der Bundeskulturstiftung in einer Zusammensetzung von Deutschen mit und ohne Migrationshintergrund wie im Ausstellungsprojekt des Kreuzberg Museums über die Darstellung von Migration im Museum diskutiert wird, ist u.a. Ergebnis dieser Veränderungen. Außerdem weißt es darauf hin, dass das Thema nach langjährigem Stillschweigen als gesellschaftlich relevant betrachtet wird. Die Realität „Deutschland ist Einwanderungsland“ ist im Mainstream angekommen, allerdings ohne, dass die sozialen Konsequenzen und der Umgang mit diesem Sachverhalt geklärt wären. Dennoch eröffnet dies den Raum für eine Auseinandersetzung um ein sozial gerechtes Zusammenleben und deren Grundlage: Bestehende Differenzordnungen zu verschieben und binäre Gegenüberstellungen zu unterlaufen.

Vor diesem Hintergrund kann kuratorischen Prozessen die Rolle zukommen, diese Infragestellungen in der Praxis auszuloten und zu erproben. Die im Workshop diskutierten

¹⁵⁸ BRODEN, MECHERIL, Re-Präsentationen, a.a.O. S. 14.

Begriffe von „Zuwanderung“, über „Parallelgesellschaft“ bis „Integration“ sind also nicht einfach abstrakt. Sie sind ein umkämpftes Terrain gesellschaftlicher Aushandlung von Machtverhältnissen, von Einschluss und Ausschluss. So gibt es z.B. einen repräsentationspolitisch wichtigen Unterschied zwischen dem Begriff der Zuwanderung und jenem der Einwanderung. Zuwanderung impliziert die anscheinend in Deutschland sozialverträglichere Vorstellung, dass damit nicht das endgültige Niederlassen von „Fremden“ gemeint ist. Gleiches gilt für den Begriff der Integration. Die Vorstellung von gelingender bzw. gescheiterter Integration bestimmt aktuell die Migrationsdiskussion in Deutschland. Das Bildungs- und Sozialministerium sorgt sich genauso um Integration wie Streetworker, Sozial- und Beratungsstellen oder LehrerInnen. Wer ist integrationsfähig und wer nicht? Wie kann man diese Fähigkeit an EinwanderInnen messen und diagnostizieren? Welche Pflichten bringt sie mit sich und welche Verbote?¹⁵⁹ Welche Begriffe in Diskussionen um Migration (u.a. im Workshop) verwendet werden, legt die Perspektive auf die Realität fest. Es geht also um Blickrichtungen. Das Vokabular aus der Ästhetik weist schon darauf hin, dass diese Prozesse der Sichtbarmachung und Repräsentation maßgeblich ein Kampf um die symbolische Ordnung sind, um Sinn - und Wissensanordnungen, um kollektive Formen des Verstehens und Bedeutens, d.h. um die Strukturierung von Bedeutung, wie sie in der Entstehung der Ausstellungen ausgefochten wird. So artikulieren sich beispielsweise in scheinbar „kulturell besonderen“ Praktiken oft vielmehr Klassenspezifika und soziale Unterschiede, denn ethnische Besonderheiten.

Die Reflexion dieser Kategorien und ihrer möglichen Infragestellung, wie sie im Workshop stattgefunden hat, ist kein nebensächliches Detail, sondern unter anderem entscheidend für einen nachhaltigen Veränderungsprozess in der Migrationsdebatte und die Erweiterung der Denk- und Handlungsmöglichkeiten. Ob der „ethnisierende und kulturalisierende Blick“ auf MigrantInnen vermieden werden kann hängt u.a. damit zusammen, ob in diesen Diskussionen gemeinsam eine Sprache entwickelt wird, die Repräsentationen neu anzuordnen vermag. Die Blickrichtung zu verändern, gefährdet zwar den sicheren Standpunkt, lässt aber gleichzeitig einen Handlungsspielraum für gesellschaftliche Einflussnahme im gegenhegemonialen Sinn gewinnen.

Gleichzeitig stand im Workshop die Frage im Raum, ob diesbezügliche Diskussionen besser in explizit politischen Kontexten, also nicht auf dem kulturellen Feld diskutiert werden sollten. Die Diskussion über die Ausstellung wäre vielleicht überfrachtet. Wie sehr „Kultur“

¹⁵⁹ CASTRO VARELA, DHAWAN, Politik der Repräsentationen, a.a.O., S. 31.

(Ausstellungen gehören klassischer Weise dazu, auch wenn sie sich mit Sozialgeschichte beschäftigen) als Ort symbolischer Kämpfe betrachtet wird, hat demnach auch mit den Alternativen zu tun bzw. der Zugangsmöglichkeit zu politischen Verhandlungsräumen. Gleichzeitig ist damit auf eine reale Wechselwirkung von Kultur und Politik hingewiesen, die nicht einfach übergangen werden sollte. Sie reformuliert *strategisch* die offenstehende Fragen, wie der Zusammenhang von Politik und Kultur zu denken ist: Sind Aushandlungsprozesse von Bedeutung als explizit politische Kämpfe zu betrachten und das Ausstellungsfeld zu politisieren? Oder können vom kulturellen Feld aus Ausschlussmechanismen so unterminiert werden, dass sie auch politisch an Wirkungsmächtigkeit verlieren?

3.2. Wer spricht wie für wen? – SprecherInnen, ExpertInnen, InformantInnen

Fragen der Repräsentation im Sinne von Vertretung sind gerade im Ausstellungsfeld von so großer Bedeutung, da nicht jede/r Zugang zu den gesellschaftlichen Räumen wie zum Beispiel dem Museum besitzt, an denen Wissen über unser soziales Leben – in diesem Fall über Migration – produziert wird. Was diese Bedeutung des Begriffes betrifft, herrscht lange nicht so viel Selbstreflexion wie bei Darstellungsfragen.¹⁶⁰ Der Ausschluss von minorisierten Positionen aus dem Museumsalltag wird zwar thematisiert und mit der Forderung nach einer Anerkennung von Diversität und nach der Einbeziehung von Marginalisierten in das Museumsgeschehen beantwortet. Nach wie vor wird aber in vielen Institutionen – ganz nach paternalistischer Tradition¹⁶¹ – implizit davon ausgegangen, dass die Teilhabe am Kulturleben u.a. dadurch realisiert ist, dass das Bildungsbürgertum in seinen (Museums-)Einrichtungen denjenigen zur Darstellung verhilft, die bisher nicht in der Lage waren, sich diese Repräsentation zu verschaffen. Diese Gruppen und ihre Problemlagen in Ausstellungen sichtbar zu machen, wird damit gleichgesetzt, für sie zu sprechen und – analog zu

¹⁶⁰ In diesem Zusammenhang beschreibt Iritt Rogoff, dass es seit den 1970er Jahren eine umfassende Kritik an der Institution Museum gegeben hätte, die sich maßgeblich um Darstellungsfragen, also um die Produktion von Bedeutung und Wahrheit gedreht hätten. Gleiches gilt auch – zeitlich etwas verschoben – für die Museumsdiskussion in Deutschland. Die Frage allerdings, was es – jenseits parlamentarisch-demokratischer Konzepte – heißen würde, dass Menschen wirklich am Kulturellen teilhaben können, wird nach Rogoff kaum diskutiert, auch wenn der Begriff „Partizipation“ im Museumsfeld eine große Rolle spielt. Fragen der Vertretung sind aber so weit auf den Sachzwang der Realität eingeschworen, dass es nicht ein mal ein begriffliches Instrumentarium für diese Diskussion gibt. Vgl. dazu: Iritt ROGOFF, Looking Away - Participations in Visual Culture, <http://collabarts.org/?p=6>.

¹⁶¹ Paternalismus ist seit dem 19. Jahrhundert ein Konzept bürgerlicher Großunternehmen wie Krupp oder Siemens zur Lösung der sozialen Frage in Deutschland. Den ArbeiterInnen wurden Betriebskrankenkassen, Betriebliche Altersversorgung oder Werkwohnungen usw. bereitgestellt, um einerseits ihre Interessen zu wahren und andererseits den betrieblichen Herrschaftsbereich in der Verbindung von Produktion und Leben auszubauen.

parlamentarisch-demokratischer Politikauffassung – ihre Belange zu vertreten. Interessensvertretung wird hier zu einer (moralischen) Frage der beherzten Entscheidung des Museums. Die Legitimität dieses Sprechens steht jenseits der Diskussion.

Den theoretischen Überlegungen Gayatari Spivaks folgend, beinhaltet diese Gleichsetzung von „Repräsentation als *sprechen für*, wie in der Politik, und Repräsentation als *Re-präsentation*, als *Dar-stellung* bzw. *Vor-stellung*, wie in der Kunst oder der Philosophie“¹⁶² aber ein systematisches Problem. Denn diese „zwei Bedeutungen von Repräsentation – im Rahmen der Ausgestaltung von Staatlichkeit und im Recht einerseits sowie im Zusammenhang von Subjekt und Prädikation andererseits – sind aufeinander bezogen, aber es gibt einen irreduziblen Bruch zwischen ihnen [...]“.¹⁶³ Im Folgenden wird versucht, entlang des Textes „Can the Subaltern speak?“ von Gayatari Spivak zu verdeutlichen, inwiefern die Untersuchung dieses Bruchs für den inklusiven Anspruch des Workshops zur Ausstellung „Orte erzählen (Erinnerungs-)Geschichte“ von praktischer Bedeutung ist. Vor diesem Hintergrund wird den Fragen nachgegangen: Vor welchen Schwierigkeiten steht das Anliegen, Formen alternativer Wissensproduktion zu ermöglichen? Wer repräsentiert sich in dem Workshop selbst und wer wird repräsentiert? Wie „authentisch“ sind die Stimmen, die hier sprechen? Wer ist als Experte/in eingeladen und anerkannt? Wie sieht diese Anerkennung aus? Welche Probleme bringt das Sprechen über Migration mit sich, wenn ihre Besonderheit gerade nicht betont, sondern von der Realität einer Migrationsgesellschaft ausgegangen wird? Welche Sprache gibt es dafür?

3.2.1 Die SprecherInnen

In dem Text „Can the Subaltern speak?“ von Gayatari Spivak steht zunächst die Frage im Vordergrund, ob es möglich ist, den gesellschaftlich Ausgeschlossenen eine hörbare Stimme allein dadurch zu verleihen, dass JournalistInnen, WissenschaftlerInnen oder KuratorInnen sie für sich selbst sprechen lassen – in Artikeln, Studien oder Ausstellungen. Spivak nähert sich dieser Frage beispielhaft in einer Kritik an den Philosophen Foucault und Deleuze. Sie kritisiert die beiden dafür, das Konzept der Repräsentation hinter sich gelassen zu haben, um „unterdrückte Subjekte *für sich selbst* sprechen“¹⁶⁴ zu lassen. In dieser Auseinandersetzung versucht Spivak die Problematik dieser Position in zwei Punkten herauszuarbeiten.

¹⁶² Gayatari Chakravorty SPIVAK, *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*, Wien 2008, S. 29.

¹⁶³ SPIVAK, *Can the Subaltern Speak?*, a.a.O., S. 29

¹⁶⁴ SPIVAK, *Can the Subaltern Speak?*, a.a.O., S. 32

DIE UNMÖGLICHKEIT DES DIREKTEN SPRECHENS

In der von Spivak erwähnten Diskussion spricht Foucault davon, dass es z.B. Gefängnisinsassen nicht an intellektueller Bewusstmachung ihrer Lage mangle, sondern ihre öffentliche Artikulationsmöglichkeit durch die spezifischen Anordnungen von Diskursen¹⁶⁵ unwirksam und unsichtbar gemacht würde. Die Intellektuellen sind – laut Foucault – selbst Teil dieser Konstellationen. Deshalb würde Parteilichkeit mit den Ausgegrenzten bedeuten, den Versuch zu unternehmen, diese verdeckenden „Mikromechanismen der Macht“¹⁶⁶ aufzudecken und damit unwirksam zu machen.¹⁶⁷

Nach Spivak führt die starke Fokussierung auf kleinste Technologien (der Macht) und auf ortsbezogene Formen von Widerstand und Subversion dazu, makropolitische Machtkonstellationen aus den Augen zu verlieren. Dabei werden beispielsweise internationale Arbeitsteilung, nationalstaatliche Formationen und Migrationspolitiken, vor allem aber deren Wirkungsmächtigkeit für soziale Kämpfe und Auseinandersetzungen vernachlässigt. Wenn den Subjekten immer schon ein Bewusstsein über die eigene soziale Situation und gesellschaftliche Lage unterstellt wird, von dem aus sie sich widerständig artikulieren können, so übersieht Foucault weiter, dass auch die Dominierten in gesellschaftlich bereitgestellte Denk- und Handlungsformen eingebunden sind. Das vorgeblich „direkte“ Sprechen über den Ausschluss ist nach Spivak so durchzogen von gesellschaftlichen Diskursanordnungen, dass weder Kämpfe noch Auseinandersetzungen der Ausgeschlossenen darin angemessen zur Sprache kommen könnten.

¹⁶⁵ Diskurs meint bei Foucault das jeweils einer bestimmten geschichtlichen Phase zugehörige Verständnis von Wirklichkeit, das sich im Sprechen über verschiedene Themenbereiche und Sachverhalte ausdrückt.

¹⁶⁶ Michel FOUCAULT, Dispositive der Macht. Michel Foucault über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin 1978, S. 84

¹⁶⁷ Foucaults Ausführungen in „Die Intellektuellen und die Macht“, auf die sich Spivak hier bezieht lauten folgendermaßen: „Es gibt ein System der Macht, das diese Diskurse und dieses Wissen blockiert, verbietet und beschädigt, eine Macht, die nicht nur in der manifesten Autorität der Zensur begründet liegt, sondern das ganze soziale Netzwerk tiefgreifend und subtil durchdringt. Die Rolle der Intellektuellen ist hier nicht länger sich selbst „etwas voraus oder zur Seite“ zu sein, um die unterdrückte Wahrheit der Gemeinschaft zum Ausdruck zu bringen; vielmehr geht es darum gegen die Formen der Macht zu kämpfen die ihn zu einem Objekt und Instrument in den Spären von „Wissen“, „Wahrheit“, „Bewußtsein“ und „Diskurs“ machen. In diesem Sinne äußert oder übersetzt Theorie nicht die Praxis oder hilft sie anzuwenden: sie ist Praxis. Aber sie ist lokal und ortsspezifisch, wie du sagtest, und nicht totalisierend. Es ist ein Kampf gegen Macht, ein Kampf gegen Macht, ein Kampf dessen Ziel es ist Macht aufzudecken und zu unterminieren wo sie am unsichtbarsten und hinterlistigsten ist. Es geht nicht darum „Bewußtsein zu wecken“ weshalb wir kämpfen (die Massen sind sich schon eine zeitlang darüber bewußt, dass Bewußtsein eine Form des Wissens ist; das Bewußtsein als Basis von Subjektivität ist, das Vorrecht des Bürgertums ist), sondern Macht aufzuzehren und aufzunehmen. Es ist eine Aktivität, die denen zur Seite steht, die um Macht kämpfen und nicht sie aus sicherer Distanz zu erleuchten versucht. Die die handeln und kämpfen werden nicht länger repräsentiert, weder von einer Gruppe noch von einer Gewerkschaft, die sich das Recht herausnehmen ihr Gewissen zu sein. Wer spricht und handelt? Es ist immer eine Vielheit, sogar innerhalb einer Person die spricht und handelt. Wir sind alle „Splittergruppen“. Repräsentation gibt es nicht mehr. Es gibt nur praxistheoretische Aktion und praktische Aktion die als Schaltkreise dienen und Netzwerke schaffen.“ [übersetzt Julia Schnegg], <http://libcom.org/library/intellectuals-power-a-conversation-between-michel-foucault-and-gilles-deleuze> (21.5.2010).

Außerdem darf nicht vergessen werden, „dass das Hören hegemonial strukturiert“¹⁶⁸ ist. Analysiert man Repräsentation mit Spivak als einen Sprechakt, dann wird deutlich, dass es nicht nur eine SprecherIn, sondern auch eine ZuhörerIn gibt. Diese ZuhörerIn ist nicht (nur) als persönliche, sondern auch als gesellschaftliche Wahrnehmung gedacht. Es wird nur das vernommen, was für bestehende Machtverhältnisse funktional ist und Herrschaft stabilisiert. Alles andere ist der hegemonialen Taubheit und Ignoranz unterworfen. Mögliche Repräsentationen minorisierter Subjekte werden nur innerhalb der vorgeschriebenen Äußerungsformen (von Widerstand, von Emanzipation, usw.) zur Kenntnis genommen. Dies ist der Vorgang der von Spivak – oft missverstanden – als die „Unmöglichkeit zu Sprechen“¹⁶⁹ bezeichnet wird.

Gleichzeitig laufen die beiden von Spivak kritisierten Philosophen Gefahr, Darstellung als *Sprechen von* und Vertretung als *Sprechen für* ineinander aufgehen zu lassen, d.h. „die symbolische Bedeutung der Repräsentation als ein *Sein-in-anderen-Schuhen* misszuverstehen und damit die imaginierten Subjektivitäten, die immer auf instabilen Identifikationen beruhen, zu faktischen Referenten gefrieren zu lassen. [...]“¹⁷⁰ Für Spivak stehen sich die beiden Philosophen aus ihrer faktisch bestehenden Vertretungsrolle für die Machtlosen davon und verbleiben im Utopismus. Denn ein direktes referieren eines Gegenstandes ist niemals möglich, Repräsentation ist immer auch eine Frage von Interpretation.

DIE POSITIONIERTHEIT DER SPRECHERIN

Spivak kritisierte „diese Geste“, die Unterdrückten für sich selbst sprechen zu lassen, „schon vor 20 Jahren als verdeckte Rehabilitation des Subjekts [der westlichen Mittelklasse].“ Das Subjekt wird darin zwar bejaht, „aber nur als in sich heterogenes und gebrochenes. Es werde nur durch Zerstreutheit und Unfassbarkeit definiert und bestehe letztendlich aus reiner Differenz“.¹⁷¹ Mit der Aussage, die Ausgeschlossenen könnten für sich selbst sprechen, wird die Machtposition von Deleuze und Foucault als akademische Sprecher unsichtbar gemacht. Mit dem Gestus die Sprecher-Rolle aufzugeben, wird vorgegeben, dass diese Position nach diesem Akt nicht mehr existent ist. Sie wird damit unangreifbar. Gerade weil die beiden Philosophen in einer großen öffentlichen Geste ihre Sprecherposition zurückweisen,

¹⁶⁸ Mariá do Mar CASTRO VARELA, Nikita DHAWAN, Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung, Bielefeld 2005, S. 76.

¹⁶⁹ Donna LANDRY, Gerald MACLEAN, Gayatri Chakravorty Spivak – The Spivak Reader, New York 1996, S. 306.

¹⁷⁰ Mariá do Mar CASTRO VARELA, Nikita DHAWAN, Politik der Repräsentation, S. 40, in: Anne BRODEN, Paul MECHERIL, Re-Präsentationen. Dynamiken der Migrationsgesellschaft, a.a.O., S. 29–46.

¹⁷¹ Hito STEYERL, Die Gegenwart der Subalternen, S. 11, in: Gayatri Chakravorty SPIVAK, Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation, Wien 2008, S. 7–17.

weiterhin als Repräsentanten derer auftreten, die für sich selbst zu sprechen im Stande sind, gewinnen die beiden ihre Autorität. Das „Sprecher-Sein“ verschafft Anerkennung in einem bestimmten Feld. Die Annahme, es gäbe ReferentInnen der Wirklichkeit, zementiert gleichzeitig die aktuelle Situation, in der immer einige wenige politische SprecherInnen als solche anerkannt sind und – im Spiel demokratischer Meinungsbildung – ihre Stimme erheben dürfen. Der große Rest minorisierter Positionen ist im Gegenzug doppelt zum Schweigen gebracht.

Für Spivak bleibt es notwendig, dass sich Fürsprecher minorisierter Positionen finden und deren Interessen in der Öffentlichkeit vertreten. In Deutschland setzt sich zwar nach jahrzehntelanger Missachtung von Migration langsam das Bewusstsein durch, dass es notwendig ist, den Ausgeschlossenen einen gesellschaftlichen Platz einzuräumen und sie in betreffende Institutionen zu integrieren. Mainstreaming im akademischen Bereich, Forschungsvorhaben zu Migration, pädagogische Diskussionen und Programme in der Sozialarbeit spiegeln diese längst überfällige Entwicklung wieder.

Von einer gleichberechtigten Teilhabe im sozialen, politischen und kulturellen Bereich ist dies aber noch weit entfernt. Daher lohnt es sich, die Beziehung zwischen den SprecherInnen und denen, für die gesprochen wird, immer wieder zu thematisieren. Will eine Ausstellung wie „Orte erzählen (Migrations-)Geschichte“ zum Fürsprecher und öffentlichem Sprachrohr einer Geschichte „von unten“ werden, ist diese Reflexion von besonderer Bedeutung. Denn in dem Versuch die „Sicht-barkeit und Legitimität marginalisierter Räume“¹⁷² zu erweitern, stabilisieren die SprecherInnen – die KuratorInnen, die VermittlerInnen, die MitarbeiterInnen der Ausstellung – gleichzeitig ihre eigene Anerkennung und Autorität als RepräsentantInnen. Diese sind insofern nie politisch unschuldig, da sie immer auch zu ProfiteurInnen genau jener Situation werden, die sie selbst angreifen. Sie arbeiten somit immer auch an der Festschreibung von gesellschaftlichen Schweigenden und Sprechenden mit.

Der Umgang mit diesen Problemstellungen kann allerdings nicht darin liegen, Repräsentationspolitik gänzlich abzulehnen, also beispielsweise lieber keine Ausstellung zu machen. Oder erst gar nicht zu versuchen, den Kreis derer zu erweitern, die den Konzeptionsprozess bestimmen. Vielmehr sollte eine offene Reflexion dieses Dilemmas, aber auch die Erweiterung des SprecherInnenpools sowie die Förderung von Selbstvertretung zum unerlässlichen Teil des Ausstellungsprozesses werden. Gerade FunktionsträgerInnen stehen

¹⁷² Maria do Mar CASTRO VARELA und Nikita DHAWAN, Subalterne gibt es nicht – Position ohne Identität, Interview: Vina Yun, Beat Weber, <http://www.malmoe.org/artikel/widersprechen/1618> (4.5.2010).

besonders im Rampenlicht und sind genötigt, ihre machtvollen Positionen ständig zu hinterfragen. Das bedeutet, sie einerseits kenntlich zu machen, um damit vielleicht die einsetzenden Machteffekte zu unterminieren. Für alle Beteiligten bleibt es eine Herausforderung, damit umzugehen, dass jeder Anspruch ungehörte Stimmen in die Öffentlichkeit zu bringen, auch immer Teil des Prozesses ist, der Schweigen produziert.

Dazu gehört auch, wahrzunehmen, dass der Versuch, Repräsentationsverhältnisse umzukehren, „sich fortwährend den institutionalisierten Prozeduren der Kooptierung ausgesetzt [sieht], die die Anderen als neue Objekte der wissenschaftlichen Untersuchung herstellen, indem sie bestimmte Subjekte als Repräsentantinnen für die Anderen bestimmen und dabei letztendlich die parasitäre Beziehung der Ränder zum Zentrum stabilisieren“.¹⁷³ Bleibt also die Frage offen, wie es gelingen kann, diejenigen einzubeziehen, die von diesen SprecherInnen – zumeist selbst Intellektuelle und SpezialistInnen – repräsentiert werden.

Angemessene Formen dieser Reflexion, die von den Beteiligten nicht nur als Zusatzbelastung oder als akademische Selbstbeschäftigung aufgefasst werden, müssen hier erprobt werden. Auf jeden Fall ist als erste Voraussetzung Zeit, aber auch Budget für die Realisierung von Ideen einzuplanen. Außerdem geht es im Umgang mit den „neuen“ SprecherInnen darum (Wissens-)Hierarchien abzubauen. Um möglichst Viele am Geschehen zu beteiligen, müssen auch gemeinsame, kompetente Entscheidungen ermöglicht werden. So wurden während des Workshops geschichtliche oder begriffliche Fragen nach Möglichkeit sofort geklärt. Dafür ist ein offenes Gesprächsklima nötig, das diese Fragen erst möglich macht. Außerdem sind die Bereitstellung von Ergebnissen oder TeilnehmerInnenlisten, die Offenlegung von Entwicklungen im Projekt in einem regelmäßigen Newsletter oder die Einrichtung eines offen eingeladenen Beirats – wie im Falle des betrachteten Ausstellungsprojektes – dafür geeignete Maßnahmen. Zudem gilt es, mit den Ergebnissen des Workshops vertrauensvoll umzugehen. Dort wurde versucht, die Stimmen aus dem Bezirk einzufangen. Menschen haben persönliche Geschichten und Sichtweisen offen gelegt und ihre individuellen Erfahrungen eingebracht. Weitere Interviews und Zeitzeugengespräche mit unterschiedlichen Generationen werden folgen. Hier steht die grundsätzliche Frage im Raum, wie der Versuch glücken könnte, „ethisch die Erzählungen Anderer zu bewohnen, ohne sie zu vereinnahmen, ohne ihnen Gewalt anzutun?“¹⁷⁴ Eine Möglichkeit ist hier die Zunahme von Selbstrepräsentation. Diese Einbeziehung stürzt aber nicht die mächtigen Grenzregime oder die in der internationalen Arbeitsteilung, die global

¹⁷³ CASTRO VARELA, DHAWAN, Politik der Repräsentationen, a.a.O., S. 43.

¹⁷⁴ CASTRO VARELA, DHAWAN, Politik der Repräsentationen, a.a.O., S. 41.

einer gleichwertigen Mitbestimmung eigener Lebenspraxis entgegensteht. Es geht also nicht nur darum „den Subalternen eine Stimme zu geben“ im Museum oder anderen gesellschaftlichen Institutionen. Vielmehr ist dies erst die Voraussetzung dafür, „Subalternisierungsprozesse zu identifizieren“ und sie damit angreifbar zu machen. Ziel ist es, „subalterne Räume aufzulösen“¹⁷⁵ und damit gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse auf Dauer auszuhebeln.

3.2.2 Wie wird man zum/zur (Migrations-)Experten/Expertin?

Die Ausstellungsmacherinnen des Projektes „Orte erzählen (Migrations-)Geschichte“ versuchen, all diese Fragen aufzugreifen und ihnen konzeptionellen Platz einzuräumen. In der Einladung zum Workshop wird der im Konzept formulierte Anspruch dargelegt, die eingeladenen AkteurInnen aus dem Stadtteil als „sozialgeschichtliche ExpertInnen“¹⁷⁶ zu befragen. Dabei handelt es sich um eine öffentliche Geste der Anerkennung als GesprächspartnerInnen. Die Liste der Eingeladenen macht deutlich, dass für die Kuratorinnen die Darstellung von Migration nicht mit der Darstellung von MigrantInnen oder deren Perspektive auf das Thema zusammen fällt. Vielmehr wird die persönliche Geschichte der TeilnehmerInnen (eingebürgerte MigrantInnen, MigrantInnen mit erfolgreicher Integrationsgeschichte, AkademikerInnen, KünstlerInnen usw.) und ihre institutionelle Einbindung (Quartiersmanagement, Beratungsstellen, ehemalige BVV-Angehörige) im Moment der Einladung als relevant für das Thema Migration erklärt und als Expertise definiert. Die Kriterien des ExpertInnentums, das heißt um welches Wissen – Alltagswissen, Praxiswissen, Anwendungswissen, Forschungswissen – es sich handelt und welchen Status dieses Wissen hat, bleibt im Workshop unbesprochen. Gleiches gilt für die Asymmetrien, die durch die unterschiedlichen Hintergründe der Anwesenden – als WissenschaftlerIn, SozialarbeiterIn, PolitikerIn oder KuratorIn – zustande kommen oder auch deren unterschiedliche Interessenslagen.

Dieses Konglomerat an sozialen Faktoren und Wechselverhältnissen ist der Verhandlung eingeschrieben, die damit quasi unter dem Zwang der gesellschaftlichen Strukturen steht. Teil einer Reflexion dieser Problemstellung ist das Offenlegen der Asymmetrien in der Gesprächssituation. Sie zu ignorieren führt dazu, dass sie unsichtbare Gesprächsgrundlage bleiben. Dies ist deshalb von Bedeutung, da vor diesem Hintergrund nicht davon auszugehen

¹⁷⁵ CASTRO VARELA, DHAWAN, Subalterne gibt es nicht, a.a.O.

¹⁷⁶ Protokoll Workshop zur Ausstellung „Migration macht Geschichte“, 19.6.2010, Protokollantin: Julia Schnegg [unveröffentlicht].

ist, dass unmittelbare Erfahrungen und Erinnerungen kundgetan werden (falls es diese überhaupt gibt), sondern dass über bewusst und unbewusst ausgewählte Themensetzungen und Bilder, politische und soziale Interessenslagen verhandelt werden. Über die Anrufung in der Einladung verstärkt, spricht in der Runde der TeilnehmerInnen nicht jede/r über sich als Einzelne/r, sondern er/sie spricht als Experte/Expertin: *für* eine Interessengruppe, *für* Menschen in einer bestimmten sozialen Lage, *für* die Verteidigung der eigenen Geschichte. Und er/sie spricht als „WIR“: als die soziale Bewegung aus den 1980ern, als die Grünen Fundis, als die „Gastarbeiter der 1. Generation“. Die Rede wird damit notwendig plakativ. Es ergeben sich gewisse Zensur-Effekte,¹⁷⁷ die dazu führen, dass Erfahrungen, Fehler, Misserfolge seltener erzählt werden, als Erfolgsgeschichten und positive Einflussnahmen. Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass das „Wir“ während des Workshops wechselt, je nachdem, welche Geschichte gerade erzählt wird: Mal ist es ein *SozialarbeiterInnen-Wir*, mal ein *MigrantInnen-Wir*. Wer MigrantIn ist und wer nicht oder ob diese Zuschreibung im Diskussionskontext von Bedeutung ist, muss also „einerseits als diskursives Produkt, andererseits als Ergebnis kontextspezifischer und lokaler Praxen der Re-Präsentation verstanden werden“.¹⁷⁸ Dennoch bleibt die Selbstbezeichnung als MigrantIn oder eben Nicht-MigrantIn beispielsweise in der Vorstellungsrunde am Anfang sehr präsent.¹⁷⁹ Zwar ist die Bedeutung dieser Information kontextabhängig und hat nichts mit feststehenden Eigenschaften zu tun. Dennoch scheint der Kode, der MigrantIn und Nicht-MigrantIn einander gegenüberstellt, sehr stark zu sein. Die damit verbundenen Differenzordnungen „stellen gewissermaßen eine Ressource dar, die von Individuen, aber auch von Institutionen genutzt werden kann und zwar in einer Weise, die, weil sie kommunikativ und imaginativ anschlussfähig ist, ein hohes Maß an Plausibilität besitzt.“¹⁸⁰ Sie sind in diesem Kontext in mehrfacher Hinsicht machtvoll.

¹⁷⁷ Dies arbeitet Pierre Bourdieu in seinem „Verstehen“ im „Elend der Welt“ für eine Interviewsituation darlegt. Er beschreibt das Problem, dass die soziale Interaktion, die in der Interviewsituation stattfindet unter dem Zwang der gesellschaftlichen Strukturen steht und deshalb notwendig verzerrt ist. Hier bedarf es eines soziologischen Blicks, d.h. einer Reflexion der Effekte, die allein durch das Eindringen und sich Einmischen in einen bestimmten Praxiszusammenhang zustande kommen. Vgl. dazu: Bourdieu, Pierre, Verstehen, in: Alain ACCARDO, Gabrielle BALAZS, Stéphane BEAUD, Emanuelle BOURDIEU, Pierre BOURDIEU, Sylvain BROCCOLICHI, Patrick CHAMPAGNE, Rosin CHRISTIN, Jean-Pierre FAGUER, Sandrine GARCIA, Remi LENOIR, Françoise ŒUVRARD, Michel PIALOUX, Louis PINTO, Denis PODALYDÈS, Abdelmalek SAYAD, Charles Soulié & Loïc J.D. WACQUANT (Hg.), *Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens*, Konstanz 1997, 779-822.

¹⁷⁸ BRODEN, MECHERIL, Re-Präsentationen, a.a.O., S. 9

¹⁷⁹ In der Diskussion über die verschiedenen Workshops stelle sich heraus, dass die Präsenz des „Migrant-Seins“ je nach Workshop und biografischem Hintergrund ganz unterschiedlich war. Teilweise war es sogar schwierig, an die Migrationserfahrungen der Menschen im Gespräch anzuknüpfen, weil sie nicht von ihnen selbst zur Sprache gebracht wurden.

¹⁸⁰ BRODEN, MECHERIL, Re-Präsentationen, a.a.O., S. 9

Zum einen definiert der Migrationshintergrund real den Ort, von dem aus gesprochen wird und ist – je nach Biografie – oft mächtiger als die deutsche Staatsbürgerschaft. Des Weiteren stellt das „MigrantIn-Sein“ – laut Einladung – eine Expertise dar, die nur eingebracht werden kann, wenn sie als solche offengelegt wird. Zum dritten ist die „Betroffenenperspektive“ in bestimmten akademischen, kulturpolitischen Kontexten so anerkannt, dass sie als kulturelles Kapital genutzt und damit der Stimme mehr Gewicht verliehen werden kann. Das heißt, je „gewichtiger“ und damit anerkannter die Selbstbezeichnung, desto höher die Autorität und desto besser die Position innerhalb der Runde und desto gewichtiger die Stimme. Denjenigen, die sich selbst als minorisiert zu beschreiben vermögen, wird in diesen Kontexten oft besonderer Raum gegeben, u.a. als sehr nachvollziehbare Strategie das Minenfeld umkämpfter Repräsentationspolitiken zu neutralisieren. Die damit einhergehende ethnische Selbstdarstellung und Zuordnung wird zum Ausgangspunkt, die eigene SprecherInnenposition zu legitimieren und das eigene SpezialistInnentum in Bezug auf Migration zu bekräftigen. Das, was oft als Selbstethnisierung gebrandmarkt wird, ist dabei maßgeblich eine Repräsentationsstrategie, um im mehrheitsdeutschen Migrationsdiskurs durchzudringen und – in Kenntnis der Anerkennungsmuster – gehört zu werden.

3.2.3 InformantInnen

Das Ausstellungsprojekt will dafür Sorge tragen, dass „die lokalen Akteure von Geschichte ihre Sichtweisen und Expertise möglichst umfassend einbringen können“.¹⁸¹ Die Liste der eingeladenen TeilnehmerInnen ist lang und sehr bemüht darum, im Stadtteil engagierte Menschen und Institutionen mit einzubeziehen. Im Workshop stehen die Erzählungen der TeilnehmerInnen im Mittelpunkt der Suche nach den passenden Erinnerungsorten. Die TeilnehmerInnen sind aufgerufen, fünf Fragen zu beantworten: (1) Was sie an Kreuzberg charakteristisch finden, (2) wo sie sich gerne und (3) ungern aufhalten, (4) welcher Ort sie geprägt hat und (5) wo für sie der (Wandel durch) Migration besonders sichtbar wird. Mit diesen Formulierungen wird der Versuch unternommen, die gemeinsam zu diskutierende Perspektive auf (Migrations-)Geschichte nicht mit der Perspektive von MigrantInnen gleichzusetzen. Der Anspruch, MigrantInnen mit einzubeziehen, geht oft mit der Annahme einher, dass diese qua Existenz über besondere Kenntnisse zum Thema verfügen müssten.

¹⁸¹ BEZIRKSMUSEUM FRIEDRICHSHAIN-KREUZBERG, Antrag an den Hauptstadtkulturfonds „Migration macht Geschichte. Ein Ausstellungsprojekt zu Migration und Integration in Berlin (Friedrichshain-Kreuzberg) [unveröffentlicht], S. 9.

Dennoch zeigten die Diskussionen im Workshop, dass die Suche nach einem Zugriff auf Stadtteilgeschichte, der Migration als integralen Bestandteil deutlich werden lässt, auf die Erfahrungen und das Wissen von MigrantInnen angewiesen bleibt. Wer sonst würde das Wissen über migrantische Wohnungskämpfe in den 1980er Jahren oder über die Orte migrantischer Kunst- und Kulturproduktion in einer Gesellschaft kennen, die bis heute von sozialem, kulturellem und politischem Ausschluss geprägt ist?

MigrantInnen behalten also – mit allen reflexiven Einschränkungen – die Rolle des „Native Informant“,¹⁸² wie sie Spivak für postkoloniale Intellektuelle herausgearbeitet hat. Gerade wenn der Ausstellungsprozess ernst genommen wird, in dessen Verlauf das Thema „Orte erzählen (Migrations-)Geschichte“ neu angeordnet und umgearbeitet, Aspekte neu gesetzt und neue Fragen generiert werden sollen, ist diese Rolle von großer Bedeutung. Wie genau der Gegenstand „Migration“ gefasst und aufgearbeitet wird, ist Teil des Aushandlungsprozesses im Workshop. Was heißt es also, dass an einem Ort (der Wandel durch) Migration sichtbar wird? Für einige Beteiligte macht sich Sichtbarkeit an den Läden, Angeboten und Restaurants fest, an dem, was visuell wahrnehmbar und damit präsent ist. Für andere existieren bestimmte Knotenpunkte im Bezirk wie Kreuzungen oder Spielplätze, an denen sich Entwicklungen durch Migration im Bezirk beispielhaft beobachten lassen. Welche Menschen sich dort treffen, wie sich dieses Spektrum über die Jahre veränderte, welche Geschäfte sich ansiedeln und welche Läden abgelöst werden – all das macht Veränderungsprozesse sichtbar. Oder was ist „charakteristisch“ für Kreuzberg? Wieder andere bezeichnen mit Sichtbarkeit die Präsenz von migrantisch geprägten Einrichtungen beispielsweise im schulischen oder gesundheitlichen Bereich, d.h. migrantischer Infrastruktur im Bezirk. Auch die Fragen, was an den Orten den „Wandel durch Migration“ ausmacht, wird ganz unterschiedlich beantwortet. Zum Beispiel der Görlitzer Park: Lässt sich an der exzessiven Grünflächennutzung der Einzug ursprünglich migrantischer Aneignungspraktiken von Brachflächen in mehrheitsdeutsche Freizeitkultur beobachten oder ist dies Ausdruck mangelnder Freiflächen im Bezirk?¹⁸³ Dokumentiert er ein neues „Wir“-Gefühl im Bezirk oder ist er Zeichen eines Verdrängungsprozesses von MigrantInnen aus öffentlichen Parkflächen? Oder ist der Görlitzer Park ein Ort, an dem unterschiedliche politische, soziale und stadtplanerische Interessenslagen im Bezirk aufeinandertreffen, an denen MigrantInnen in den verschiedensten Positionen beteiligt sind? Auch hier bleibt das

¹⁸² Vgl. Gayatri Chakravorty SPIVAK, *The Post-Colonial Critic: Interviews, Strategies, Dialogues*, ed. Sarah Harasym, New York/London 1990.

¹⁸³ Das „migrantische“ an diesen Praktiken hat dabei weniger etwas mit kultureller Spezifik zu tun zu haben. Vielmehr ist es Ausdruck einer sozialen Lage von MigrantInnen in Deutschland und Berlin, denen keine anderen, frei zugänglichen Räume in der Öffentlichkeit zur Verfügung standen und stehen.

Wissen über Alltagspraktiken, soziale und politische Interessen und Konfliktlagen von MigrantInnen unerlässlicher Teil der Auseinandersetzung.

Das Museum hat einen Raum für die Aushandlung von (Migrations)-Geschichte und ihrer Darstellung im Kreuzberg Museum geöffnet. Diese Geste wurde von allen Anwesenden unmittelbar verstanden und als Möglichkeit genutzt, sich über unterschiedliche Sichtweisen auszutauschen. In den unterschiedlichen Facetten des Themas wird aber nicht nur abstrakt der Inhalt einer Ausstellung erörtert. Zur Verhandlung steht auch, wer zum „Wir“ dazugehört und wer nicht, wer Bezugspunkt für etablierte Politik war und wer nicht, wer aktiv beteiligt war und wer sich damit wie in die Bezirksgeschichte eingeschrieben hat? Wer also heute mitreden darf. Symbolische Grenzen und politische Handlungsfähigkeit stehen zur Diskussion. Dies wurde von den TeilnehmerInnen wahrgenommen. Vielen schien es ein Anliegen zu sein, den Anteil der Gruppe in diesen Prozessen hervorzuheben, als dessen RepräsentantIn er/sie sich fühlte oder dem er/sie sich zurechnet: von MigrantInnen der ersten Anwerbungen, von deren Nachkommen, von 68er AktivistInnen oder von 80er Jahre Spontis (usw.). Sie begaben sich (offenbar sehr bewusst) auf dieses gesellschaftliche Aushandlungsfeld, um nicht nur gemeinsam nach Erinnerungsorten zu suchen, sondern – ähnlich einer politischen Bündnisverhandlung – in diesen Auswahlprozess mit oder in Vertretung bestimmter Interessen zu intervenieren. Gerade deshalb ist es in diesem Prozess so zentral Selbstvertretung zu ermöglichen und damit migrantische Interessen und Bedürfnislagen präsent zu machen.¹⁸⁴

3.2.4 Die „authentische“ Stimme

Aktuell werden MigrantInnen im Namen des Diversity-Mainstreamings immer mehr als ÜbersetzerInnen eingesetzt, das sogenannte „authentische“ Erfahrungswissen in den akademischen Betrieb einzubringen und wissenschaftlich zugänglich zu machen. Gleiches gilt für den Museumsbetrieb. Dies führt zum notwendigen Abbau der eingeschränkten Repräsentanz von MigrantInnen in diesen Institutionen. Gleichzeitig wird das eingebrachte Wissen auf Grundlage konzeptioneller und gestalterischer Entscheidungen des Museums aufbereitet und erhält damit auch einen Zuschnitt, der durch die Regeln des Museumsfeldes festgelegt ist. Der Rahmen für Bezugnahmen und Legitimation sind die Diskussionen, die in

¹⁸⁴ Welche Besonderheit dieses Treffen aufweist, zeigt eine Situation im Workshop. Ein Redakteur der türkischen Zeitung Merhaba war für den Workshop eingeladen, hat aber einen Kollegen angewiesen dorthin zu gehen. In Folge kamen mehrere Pressevertreter türkischer Zeitungen, um davon zu berichten.

diesem Kontext für interessant befunden werden. Ein sehr wirkungsmächtiger Sachzwang: Am Ende des Prozesses muss eine Ausstellung stehen, die nach den Bewertungskriterien der Fachwelt anerkannt wird. Die Finanzmittel des Museums, die Drittmittelförderung zur Finanzierung des Ausstellungsbetriebs oder die beruflichen Werdegänge der MitarbeiterInnen sind nicht unwesentlich von diesem Ergebnis abhängig. Fühlen sich alle MitarbeiterInnen den realen Bedürfnislagen und Interessen von MigrantInnen im Bezirk oder der Notwendigkeit inklusiver Museumsarbeit auch sehr verpflichtet, so muss dies immer mit dem Rahmen vermittelt werden, den die Institution Museum mit all ihren Ressourcen und Handlungsmöglichkeiten mit sich bringt.

So wirkt beispielsweise der meist in Akten dokumentierte Aufbau einer Infrastruktur im Gesundheitsbereich für die Gestaltung eines Ausstellungsdisplays weniger attraktiv, als die Besetzung von Grünflächen im Görlitzer Park, die fotografisch reizvoll und facettenreich festgehalten wurde. Und das ganz unabhängig von ihrer Relevanz für die (Migrations-)Geschichte im Stadtteil. Wie und wo also ausstellungstaugliches Material für visuell unansprechende Themen beibringen? Auch vielschichtige Kontroversen wie die „Kopftuchdebatte“ sind schwer vermittelbar. Sie wird zwar von vielen Anwesenden für relevant befunden, bleibt aber sehr strittig.¹⁸⁵ Wie lässt sich eine offene Debatte in das „Orte-Konzept“ integrieren? Wie Kontroversen und Interessenskonflikte in der Ausstellung nachvollziehbar machen? Und wie wird vermieden, dass offen ausgetragene Konflikte in der mehrheits-deutschen Öffentlichkeit gegen migrantische Communities gewendet werden?

Dieser kleine Ausschnitt an offenen Fragen macht deutlich: Die InformantInnen sind zwar zum Ort der Wissensproduktion zugelassen, aber ihr Sprechen steht unter dem Druck der Institution. Ihr kulturelles Erfahrungswissen kann nur eingespeist werden, wenn es in (wissenschaftlich, museologisch usw.) verwertbare Form übersetzt und unter konzeptionellen Vorgaben verständlich gemacht werden kann. Die Öffnung bedeutet also gleichzeitig das Übertragen der Verantwortung z.B. für die „richtige“, „ausgewogene“, „authentische“ Darstellung migrantischer Kultur(en) und Praktiken auf die Schultern der RepräsentantInnen. Zudem stehen die InformantInnen in der Zwickmühle, zum einen dieser Repräsentationsrolle gerecht zu werden, aber gleichzeitig die Unterstellung mit zu bedienen, Wissen über Migration würde sich doch unmittelbar über die Existenz als

¹⁸⁵ Für die einen ist der hohe Anteil von deutschen KonvertitInnen, die Kopftuch tragen zentral. Oder der Sachverhalt, dass es sich oft um sehr gebildete Frauen handelt. Die anderen, dass es ein Zeichen der Abgrenzung gegen deutsche Kultur auf Grund von Ausgrenzungserfahrungen ist. Wieder andere sehen das Kopftuch als persönlichen Ausdruck kulturellen Selbstbewußtseins, wieder andere als gefährliche Entwicklung zum Konservatismus innerhalb migrantischer Communities.

MigrantInnen einstellen. „Die unternommenen Anstrengungen der Fürsprecherin, der minorisierten Perspektive eine Stimme in der Geschichte einzuräumen, ist nie frei von den Tücken des Essentialismus.“¹⁸⁶ Ihre Erzählungen sind durch die Erwartungen (das gesellschaftliche Hören) vorstrukturiert: sie müssen kulturell andersartig, noch verborgen wirken oder wenigstens anekdotisch und unterhaltsam sein.¹⁸⁷

Im Workshop wird deutlich, wie stark einerseits repräsentationspolitische Anliegen das Sprechen beeinflussen und andererseits wie tiefgehend das (praktische) Wissen über Repräsentationsstrategien bei den Teilnehmenden bereits ist. Die Einladung formuliert das Anliegen des Workshops folgendermaßen: „Wir laden sie ein, Vorschläge für Orte in Kreuzberg zu machen, – die Sie für charakteristisch oder wichtig für den Bezirk halten – möglicherweise auch über die Bezirksgrenzen hinaus – mit denen Sie besondere persönliche Erinnerungen verbinden bzw. die Ihre eigene Lebenswirklichkeit in besonderer Weise geprägt haben oder heute widerspiegeln.“¹⁸⁸ Es sind also persönlich angebundene, aber strukturell markante Informationen gefragt. In erstaunlich hohem Grad verfügen die Anwesenden über ein Gespür dafür, was dieses Setting vorsieht. Sie berichten anekdotisch über (migrantische) Alltagspraktiken. Es wird deutlich gemacht, wie nachhaltig diese die deutsche Mehrheitskultur veränderten, d.h. wie breit migrantisches Tun in Deutschland demnach faktisch anerkannt ist.

Obwohl von den Anwesenden als Wunsch formuliert wird, eine gleichberechtigte Diskussion auf Augenhöhe zu führen und möglichst authentisch auf die „unterschiedlichen Blicke von unterschiedlichen Leuten“ aus dem Stadtteil zuzugreifen, bleibt dies ein schweres Unterfangen. Der politische Kontext, in dem die Migrationsdebatte in Deutschland geführt wird, schreibt sich in Auseinandersetzung ein, auch oder gerade wenn MigrantInnen einbezogen werden (im anderen Fall tauchen derartige Fragen gar nicht auf). Als öffentlicher Raum ist der Verhandlungsraum Museum in einer gesellschaftlichen Anordnung formiert und damit von Macht- und Herrschaftsverhältnissen durchzogen. Im Hintergrund wird stets mitverhandelt: Wer wird sich in der Ausstellung repräsentieren und sich damit ins soziale Gedächtnis einschreiben können, wer wird wie Teil des *Wir*? Konkret: Welche Orte und Erinnerungen werden denn nun ausgewählt und wessen Sicht ist repräsentiert?

¹⁸⁶ CASTRO VARELA, DHAWAN, Politik der Repräsentationen, a.a.O., S. 44.

¹⁸⁷ Vgl. CASTRO VARELA, DHAWAN, Politik der Repräsentation, a.a.O., S. 40.

¹⁸⁸ Einladung zum Workshop „Erinnerungsorte und kulturelle Vielfalt“ am 19.6.2010 im Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg [unveröffentlicht].

3.3 Was ist (Migrations-)Geschichte? – Sondergeschichte, Inklusion, Erinnerung

Das Ausstellungsprojekt „Orte erzählen (Migrations-)Geschichte“ versucht in seiner Herangehensweise die Homogenisierung von MigrantInnen und ihrer Geschichten zu vermeiden. Im Workshop soll mit den Beteiligten eine Sammlung von „Erinnerungsorten“ erarbeitet werden, an denen sich die historische Vielstimmigkeit örtlich bündelt. Entstehen soll keine migrantische Sondergeschichte, sondern Migrationsprozesse sollen immer schon als Aspekt der Stadtteilgeschichte betrachtet werden, ohne sie dabei unsichtbar zu machen. Damit wird in einer Weise versucht vom Standpunkt einer Migrationsgesellschaft aus zu sprechen, die sich vom „Projekt Migration“ unterscheidet. In dieser Initiative wurden migrantische Widerstandspraktiken und Subjektivierungsprozesse betont und sich explizit in politischer Frontstellung zu nationalen Konzepten und Identitäten positioniert. So wurde versucht, dem Umstand Rechnung zu tragen, dass Deutschland zwar faktisch eine Migrationsgesellschaft ist, aber weiterhin der politische Skandal mangelnder Gleichberechtigung von MigrantInnen besteht und die Besonderheit migrantischer Lebenspraxis erzeugt. Die Herangehensweise von „Orte erzählen (Migrations-)Geschichte“ versteht sich als inklusiv, d.h. das Ausstellungsprojekt versucht gänzlich ohne explizierte Gegnerschaft zu nationalstaatlichen Zuschreibungen auszukommen. Es geht (normativ) von einer sozial, kulturell und politisch diversen Normalität aus, in der alle in gleicher Form an der Gestaltung ihrer Lebensumstände teilhaben (sollen).

Zugrunde liegt hier eine unterschiedliche Einschätzung darüber, welchen repräsentationspolitischen Handlungsspielraum deutsche (Migrations-)Geschichte für ihre Darstellung im Museum lässt. Um hier einen Standpunkt zu gewinnen, wird zunächst – fokussiert auf Multikulturalismus und Diversity – ein kurzer historischer Abriss zur Einwanderungsgeschichte gewagt. Dies soll den Blick dafür schärfen, wie und warum sie sich in die Repräsentationsstrategien (von MigrantInnen) einschreibt, die u.a. im Workshop „*Erinnerungsorte* und kulturelle Vielfalt“ zum Tragen kommen. Vor diesem Hintergrund wird das Konzept der „Erinnerungsorte“ beleuchtet, das in Bezugnahme auf den französischen Historiker Pierre Nora für die Ausstellung adaptiert werden soll. Zunächst wird hier zu klären sein, was mit Erinnerung und Erinnerungsorten bezeichnet wird und warum dieser Zugang als alltagspraktisch und gegenwartsbezogen zu bezeichnen ist. Welche Fragen diese strategische Verbindung von erinnerungs- und migrationspolitischer Diskussion mit sich bringt und welche Leerstellen sie lässt, wird abschließend betrachtet.

3.3.1. Über (Migrations-)Geschichte sprechen, besonders oder inklusiv?

Über Geschichte unter dem Aspekt der Migration zu sprechen, ohne diese als Sondergeschichte zu erzählen, heißt einen Weg zu finden, MigrantInnen als AkteurInnen bundesdeutscher Geschichte mit einer Selbstverständlichkeit zu benennen, die in der mehrheitsdeutschen Diskussion nicht vorherrschend ist. Im Gegensatz zur Integration, die eine (zumeist repressive) Eingliederung von gesellschaftlich Ausgeschlossenen meint. Inklusion dagegen will Menschen nicht mehr in Gruppen wie Mehrheit und Minderheit, Deutsche und MigrantInnen, Ausgeschlossene und Eingeschlossene einteilen. Diese Gegenüberstellung auszuhebeln, bedeutet eine Perspektivänderung. Es geht nicht um gesellschaftliche Anpassung oder Eingliederung. „Inklusion beinhaltet die Vision einer Gesellschaft, in der alle Mitglieder in allen Bereichen selbstverständlich teilnehmen können und die Bedürfnisse aller Mitglieder ebenso selbstverständlich berücksichtigt werden. Inklusion bedeutet davon auszugehen, dass alle Menschen unterschiedlich sind und dass jede Person mitgestalten und mitbestimmen darf.“¹⁸⁹

Dieses verdienstvolle Anliegen des Projektes „Orte erzählen (Migrations-)Geschichte“ muss jedoch gleichzeitig mit der Gefahr umgehen, die Geschichte von MigrantInnen in der Gleichbehandlung erneut unsichtbar zu machen. Wichtig für einen neuen Blickwinkel ist es daher herauszuarbeiten, wie sich die Geschichte bundesdeutscher Einwanderungspolitik, antirassistischer Politik, aber auch deren Wechselverhältnis in die vorgängigen Repräsentationen und Gegenstrategien eingeschrieben hat.¹⁹⁰ Dies soll im Folgenden versucht werden. Zum einen, um den historischen Kontext der Diskussion deutlich zu machen, zum anderen aber auch, um vorzustellen, auf welche gesellschaftliche Realität eine Diskussion um die angemessene Darstellung von Migration trifft und mit welchen Schwierigkeiten sie ganz konkret, z.B. in dem Workshop zu Erinnerungsorten, umzugehen hat.

¹⁸⁹ Walter KRÖG, Einleitung, in: EQUAL - Entwicklungspartnerschaft MIM, Herausforderung Unterstützung. Perspektiven auf dem Weg zur Inklusion, Außenfern 2005, <http://bidok.uibk.ac.at/library/mim-broschuere.html> (2.9.2010)

¹⁹⁰ Der Blick auf Gegenstrategien ist deshalb wichtig, weil zum einen die Repräsentationsstrategien der Kuratorinnen, aber auch der TeilnehmerInnen historisch kontextualisiert und nachvollziehbarer gemacht werden sollen, zum anderen aus dem Selbstverständnis heraus, mit der vorliegende Arbeit Teil eines Ausstellungsprojektes zu sein, das mit um eine Neuordnung von Repräsentationen ringt und dabei die Geschichte zu Rate zieht.

3.3.1.1 Multikulturalismus

MigrantInnen verfügen seit Bestehen der Bundesrepublik (wie auch schon davor im Deutschen Reich) nicht über gleiche politische Rechte. Das Ausländergesetz und die Aberkennung bürgerlicher Rechte erschwer(t)en die Teilhabe am kulturellen und politischen Geschehen maßgeblich. Bis heute konnten sich MigrantInnen im Spiel parlamentarischer Demokratie nicht – wie es in anderen europäischen Ländern durchaus der Fall – als politische Subjekte formieren und in diesem Rahmen Handlungsmacht entwickeln. In den 1970er Jahren entwickelte sich in Deutschland ein u.a. migrantisch getragener Antirassismus, der dieser Ungleichbehandlung die Forderung nach rechtlicher Gleichbehandlung entgegenstellte, gesetzlich aber folgenlos blieb. Viele MigrantInnen wurden in der Folge in Kultur- und Heimatvereinen aktiv, die von der etablierten Politik zumeist gerne gesehen waren, da sie die Rückkehr in die Heimatländer als Perspektive aufrecht erhielten. Die Kämpfe migrantischer Selbstorganisation, die in den 1970er Jahren um Arbeitsverhältnisse und Mieten geführt wurden, verschoben sich in den 1980er Jahren auf kulturelle Aktivitäten. Das Einnehmen dieses gesellschaftlich anerkannten Ortes und die Verlagerung der Organisationsmacht auf das Feld der Kultur, sicherte zwar (begrenzte) Repräsentationsmöglichkeit, beförderte aber gleichzeitig die Entpolitisierung der Migrationsdebatte.¹⁹¹ Die eingeschränkte politische Präsenz führte u.a. dazu, dass es erst in den 1990er Jahren gelang, einen politischen Begriff von Rassismus in der öffentlichen Debatte zu etablieren. Damit wurde es möglich, Praktiken von Diskriminierung und Rassifizierung als systematischen Teil staatlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse auszumachen. Gleichzeitig waren die sozialen Bewegungen davon bestimmt, sich gegen (universalistische) Normierung und Assimilationszwang zu richten und für das Recht auf Differenz zu kämpfen. Bis zu diesem Zeitpunkt wurden sie lediglich unter dem Gesichtspunkt betrachtet, Anlass für Diskriminierung zu sein.

Im Kontext von Migration wurde der Multikulturalismus neuer strategischer Bezugspunkt, um Differenz anzuerkennen und politische Gleichstellung zu ermöglichen. Der Multikulturalismus ist eine Repräsentationsstrategie, die binäre Codes zwar umkehrt, die Differenz aber gleichzeitig in ihrer Geltungsmacht bestätigt: dem konstruierten Anderen wird ein „authentisches“, schönes, musikalisches usw. Anderes entgegengestellt. In Festschreibung kultureller Differenz wird „Kultur“ zu einer unveränderlichen Einheit. Diese Argumentation hat eine offene Flanke zu (neu-)rechten Erklärungsmustern. Sie fordern eine möglichst

¹⁹¹ Vgl. TERKESSIDIS, *Kulturarbeit*, a.a.O.

weitgehende Trennung der Kulturen, sind aber durchaus dafür, MigrantInnen pragmatisch als billige Arbeitskräfte einzusetzen, solange deren soziale Unterordnung außer Frage bleibt.¹⁹² Im Sinne einer Naturalisierung von kultureller Differenz wurden diese Argumentationen gesellschaftlich sehr wirkungsmächtig.¹⁹³ Als in sich geschlossene und überhistorische Monolithen wurden Kulturen festgelegte Grenzen zugeschrieben, die nicht überwindbar sind – auch nicht für die Politik.¹⁹⁴ Die Bedingungen der Konstruktionen von eigener und fremder Kultur wurde der Verhandlung entzogen und die Koexistenz verschiedener Kulturen unter westlich-europäische Vorzeichen gestellt.¹⁹⁵

Für MigrantInnen in der BRD hatte der Multikulturalismus (der rot-grünen Regierungsperiode) neben der Verminderung des Assimilationszwangs allerdings auch die Erweiterung ihrer politischen Handlungsmöglichkeiten zur Folge. Die Verabschiedung des „Zuwanderungsgesetzes“ 2004 und damit die politische Anerkennung von „Deutschland als Zuwanderungsland“ ist nur vor dem Hintergrund des multikulturellen Paradigmas verstehbar. Heute als Exotisierung gebrandmarkt, wurden auf dieser Grundlage migrantische Erfolgsgeschichten in Gastronomie, Film und Literatur geschrieben.¹⁹⁶ Die Vergrößerung des Handlungsspielraumes durch die Verlagerung auf den Kulturbereich führte aber gleichzeitig zu dem Zwang, gesellschaftliche Erwartungen zu erfüllen. So durften nur MigrantInnen teilhaben, die sich als kulturelle Bereicherung präsentieren konnten – durch Döner, Bauchtanz oder Trommel. Die als anders geltenden kulturellen Praktiken wurden folgerichtig zwar als existent wahrgenommen, fanden aber in der bundesdeutschen Öffentlichkeit kaum soziale und politische Vertretung. Bis heute werden sie lediglich in Bezug auf Integration diskutiert und als problematisch bewertet.

Einwanderung wird in Deutschland auch seit 2005 durchgängig über Integration thematisiert, die immer das Eingemeinden in die deutsche Normalität meint. Die kulturellen Lebensweisen werden also nicht in Bildungsinstitutionen wie Museen oder Schulen als (gleichberechtigter) Teil gemeinsamer Kultur vermittelt, sondern lediglich unter

¹⁹² Vgl. dazu Torsten GROSS, Crossculture oder Was kommt nach Multikulti?, in: Bundesverein soziokultureller Zentren (Hg.), Informationsdienst Soziokultur, Nr. 47, Nürnberg 2002.

¹⁹³ In den 1990er Jahren verzeichneten neurechte Parteien in allen europäischen Ländern markante Wahlerfolge

¹⁹⁴ Vgl. Jost MÜLLER, Rassismus und die Fallstricke des gewöhnlichen Antirassismus, S. 38, in: Redaktion diskus, Die freundliche Zivilgesellschaft, Berlin 1990, S. 25–44.

¹⁹⁵ Vgl. dazu: Vassilis TSIANOS, Vortrag zu Muslimischem Rassismus und Krise, Veranstaltung Gruppe Soziale Kämpfe, 6.5.2010 Berlin [unveröffentlichter Vortrag].

¹⁹⁶ Fatih Akim, Feridun Zaimoglu oder Yadé Kara. Hier wird im Feuilleton davon gesprochen, dass diese jungen und erfolgreichen Kulturschaffenden ein „Symbol geglückter Integration“ darstellen. Zumeist bleibt hier die Trennung von Pop-Kultur und seriöser Meinungsbildung bestehen, die nach wie vor von Deutschen für sich reklamiert wird. Vgl. dazu: EL-TAYEB, GUTIÉRREZ RODRIGEZ, STEYERL, NGHI HA, Das hippe Verlangen nach Otherness, a.a.O., S. 231. Da das Museum als Teil ernstzunehmender Kulturangebote verstanden wird, ist daher natürlich ein wichtiger Schritt migrantische AkteurInnen dort sichtbar zu machen.

dem Gesichtspunkt verhandelt, sich Wissen über „andere Kulturen“ anzueignen oder die Gefahren für die deutsche Leitkultur ausfindig zu machen. Kulturelle Praktiken, wie z.B. das Tragen eines Kopftuchs, werden anderen Bewertungskriterien unterworfen, als mehrheitsdeutsche Alltagspraktiken.¹⁹⁷ Gleichzeitig sind MigrantInnen an den Positionen gesellschaftlicher Definitionsmacht – in Wissenschaft, Kultur und Politik – unterrepräsentiert. Migrationspolitische Diskussionen werden zumeist von anerkannten SprecherInnen geführt. Die Repräsentation von Deutschland ist dementsprechend maßgeblich mehrheitsdeutsch, höchstens im kulturellen Feld oder im Sport wird Deutschen mit Migrationshintergrund der Status zuerkannt, das Land legitim zu vertreten.

3.3.1.2 ... und Diversity

Gleichzeitig ist zu bedenken, dass Deutschland um eine neue Identität als „Einwanderungsland“ im internationalen Wettbewerb ringt. Migrantische, praktische Präsenz ist im Selbstverständnis globaler Metropolenkultur sehr bedeutsam geworden. Cultural Diversity ist in: „Während du mit der Differenz lebst und den Pluralismus bestaunst, nimmst du diese konzentrierte, korporative, über-korporative, über-integrierte, über-konzentrierte und verdichtete Form der ökonomischen Macht in dich auf, diese Macht, die kulturell durch Differenz lebt und sich selber mit den Vergnügungen des grenzüberschreitenden Anderen neckt.“¹⁹⁸ Als Anzeichen für kulturelle Vielfalt und Ausdifferenzierung wird sie zum Qualitätsmerkmal oder gar zur Produktivkraft. Neue Managementkonzepte wie „Diversity Management“ versuchen das produktive Moment von unterschiedlichen Wissens- und Erfahrungshintergründen profitabel zu machen. Im „Ethnical Marketing“ werden über die Betonung ethnischer Besonderheiten und der Formulierung neuer Images neue Konsumentenmärkte erschlossen. Trotz Diversity-Hype bleiben MigrantInnen aber die nicht-normalen Anderen, die ganz selbstverständlich nicht dazu gehören.¹⁹⁹ Diese „paradoxe und spannungsreiche Position, die durch eine Art unnormale Normalität gekennzeichnet ist“, ist

¹⁹⁷ Gerade weil es in Deutschland keine Trennung von Kirche und Staat gibt, ist das Verbot muslimischer kultureller Praktiken Ausdruck gesellschaftlicher Ungleichheit.

¹⁹⁸ Stuart HALL, Das Lokale und das Globale. Globalisierung und Ethnizität, S. 56: in: Stuart Hall, Rassismus und kulturelle Identität, Hamburg 1994, S. 44–65.

¹⁹⁹ „So liegt in der Altersgruppe unter 18-Jährigen in Deutschland der Anteil derjenigen Kinder mit nicht-deutschem Pass bei etwa 15 Prozent – ein beträchtlicher Anteil, zumal die statistischen Erhebungen Kinder mit Migrationshintergrund und deutschem Pass, die Kinder Schwarzer Deutscher und (Spät-)AussiedlerInnen nicht erfassen. Gleichwohl haben Bildungspolitik und Schulorganisation auf die Anwesenheit dieser Kinder in einer Weise reagiert, die als chronifizierte Form des Überraschtseins beschrieben werden kann – so als sei es über Jahre nicht zu erwarten gewesen, dass im je kommenden Schuljahr erneut ein nicht unerheblicher Anteil an Schülerinnen und Schüler in den deutschen Schulen anzutreffen sein wird, die aus dem Format der schulischen Normalerwartung herausfallen.“ in: Paul MECHERIL, Einführung in die Migrationspädagogik, Weinheim/Basel 2004, S. 46.

gewichtiger Teil der sozialen Existenz von MigrantInnen in Deutschland und Hintergrund der zu führenden Kämpfe.²⁰⁰ Damit wird der Kampf um öffentliche Darstellung, wie er u.a. von MigrantInnen aktiv geführt wird, immer problematischer, da die vorherrschende Kultur nicht nur die Vielfältigkeit von Perspektiven und Hintergründen in sich aufnimmt, sondern sich in dieser Differenziertheit immer weiter stabilisiert.

In diesem Kontext dient die u.a. durch Ausstellungen beförderte kulturelle Sichtbarkeit als Dokumentation erfolgreicher „Integrationsprozesse“. Indem die kulturelle Präsenz mit realer politischer Teilhabe und Vertretung gleichgesetzt wird, entzieht sie den politischen Auseinandersetzungen um Staatsbürgerschaft, Bürgerrechte und soziale Gleichheit in Arbeits- und Lebensalltag die Argumentationsgrundlage und damit die Legitimation.²⁰¹ Diese Kontaminierung mit gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsmechanismen macht die Repräsentationspolitik von Einwanderern und zu Migration in Deutschland sehr schwierig. In der von Spivak herausgehobenen Sprachlosigkeit ist „[...] eines besonders unsagbar geworden: die Solidarität jenseits der Identität. Es ist, als beruhte die herrschende Ordnung nicht mehr auf dem Ausschluss der Anderen, sondern auf der radikalen Verleugnung ihrer möglichen Gleichheit. Und auch wenn die Forderung nach Gleichheit noch so deutlich artikuliert wird, verhält sie in einer Hegemonie, die Diversität zur imperialen Machttechnik verfeinert hat.“²⁰²

3.3.1.3 Die geschichtliche Macht der Differenz

Inzwischen ist es eine Art Allgemeinplatz, den Multikulturalismus in Deutschland als identitär oder sogar rassistisch zu kritisieren.²⁰³ Wenn es aber um die Verhandlung von Repräsentationsverhältnissen wie z.B. im Ausstellungsprozess geht, ist das zu kurz gegriffen. Auch die Gegenidentifikation, also die kulturalisierende Selbstrepräsentation von MigrantInnen als Selbstethnisierung und als identitär zu brandmarken, resigniert vor ihrer Wirkungsmächtigkeit und bleibt gefangen zwischen „Identitätsguerilla und radikale[r] Identitätskritik“.²⁰⁴

²⁰⁰ BRODEN, MECHERIL, Migrationsgesellschaftliche Repräsentation, a.a.O., S. 8.

²⁰¹ BÖSE, „Ich entscheide mich dafür, MigrantInnen zu sagen, a.a.O., S. 127). Der Ist-Zustand als Migrationsgesellschaft schlägt sich nicht in deren Repräsentation von MigrantInnen nieder. Zum Stand der politischen Partizipation vgl: Norbert CYRUS, Politische Integration von EinwanderInnen, www.migration-boell.de/web/integration/47_1778.asp#6 (3.7.2010).

²⁰² Steyerl, Die Gegenwart der Subalternen, a.a.O., S. S. 14.

²⁰³ Vgl. dazu: Mauea BOJADZIJEV, Vassilis TSANOS, Mit den besten Absichten. Spuren des migrantischen Widerstands, <http://www.kanak-attak.de/ka/archiv/passagiere/presse/iz3wNo244.html> (3.4.2010).

²⁰⁴ KANAK ATTAK, Multikulturalismus. Die Caprifischer schlagen zurück, <http://www.kanak-attak.de/ka/text/caprifischer.html> (7.3.2009).

Im Workshop wurde deutlich, wie machvoll vorherrschende Differenzdiskurse sind und wie sehr sie eine Positionierung innerhalb dieser Anordnung notwendig machen. So stand beispielsweise in der Vorstellungsrunde das Ausweisen des Herkunftslandes bei den Menschen, die nicht in Deutschland geboren waren, am Anfang ihrer biografischen Ausführungen. Und das, obwohl lediglich nach dem Wohnort und dem Zuzugszeitpunkt nach Berlin gefragt wurde. Das „Abstammungsprinzip“, welches bis zur Staatsbürgerschaftsreform 2000 Kriterium des „Deutsch-Seins“ war, bildet sich hier ab. Die gängige Frage: „Wo kommst du denn eigentlich her?“, ist darin vorweggenommen. Unabhängig von Geburtsort, Staatsbürgerschaft oder Sprachkenntnissen, sind damit zumeist Menschen konfrontiert, deren Aussehen als „nicht-deutsch“ eingestuft wird. Im Alltagsbewusstsein sind „Deutsche“ – unbeeinflusst von gesetzlichen Neuregelungen – jedenfalls nicht schwarzhaarig oder dunkelhäutig. Der Ausweis des Herkunftslandes spiegelt also das Wissen darüber wider, als was die Betroffenen gesellschaftlich wahrgenommen werden. Die (Fremd-)Bezeichnung ist entscheidender als das „Deutsch-Sein“, also die Staatsbürgerschaft, die zwar alle Menschen in der Runde mit nicht-deutschem Hintergrund hatten, aber eher am Rande erwähnten. Je nach eigener Zuordnung ist damit das Eigene und das Andere in allen Erzählungen über (Lebens)Geschichten in und um Kreuzberg präsent, ob im Hinblick auf Ausschluss und Ungleichheit oder auf Einschluss und Integration.

Zudem ist der Ausweis des Herkunftslandes Ausdruck davon, dass das „MigrantIn-Sein“ in Deutschland stark die soziale Position der Betroffenen bestimmt, auf Grund derer sie ausgegrenzt werden. So bewegt sich beispielsweise eine Teilnehmerin nicht gerne an Orten, an denen von rechtsradikaler Übergriffen berichtet wird, da sie über ihre Äußeres als MigrantIn erkennbar sei. Je nachdem, welche Haarfarbe und Kleidung sie trage, ändere sich diese Erkennbarkeit und damit die Angst sich in diesen Stadtteilen zu bewegen. Aber auch die öffentliche Stigmatisierung des hohen migrantischen Bevölkerungsanteil im Bezirk mit Begriffen wie „Parallelgesellschaft“ oder „Ghetto“ wurde als einschneidend beschrieben. Zu diesem Image habe die Berichterstattung über Jugendgangs und Bandenkriege, organisierte Kriminalität und Ehrenmorde maßgeblich beigetragen. Oft reiche einzig die Erwähnung eines hohen Zuwandereranteils, schlechten Schulerfolgen oder Armut als Beweis. Vor allem die Unkenntnis struktureller Ausgrenzungsmechanismen, beispielsweise die Zuzugssperre für MigrantInnen für die Bezirke Tiergarten, Kreuzberg und Wedding (teilweise bis in die 1990er Jahre) oder Verwehrung der BürgerInnenrechte würden dazu führen, dass soziale Probleme als „typisch“ für MigrantInnen wahrgenommen werden.

„Sondergeschichte“ ist in Bezug auf migrantische Existenz nicht nur Konstruktion, sondern ist als solche gleichermaßen existent. Die Geschichte von MigrantInnen in Kreuzberg ist eine andere als die der Mehrheitsdeutschen. Und das nicht nur weil es viele Perspektiven auf diese Geschichte gibt, sondern weil der unterschiedliche politische Status innerhalb der Migrationsgesellschaft real homogenisierend wirkt. Denn die migrantische Existenz in Deutschland bezeichnet nicht nur unterschiedliche Subjektpositionen, sondern markiert ganz allgemein einen politischen Skandal, von dem alle betroffen sind: die systematisch eingerichtete Ungleichbehandlung und Abwertung in einer Gesellschaft mit demokratischem Selbstverständnis. In diesem Sinne ist Migrationsgeschichte selbstverständlich ein Teil der nationalen Geschichtsschreibung, aber eben nicht mehrheitsdeutsche, sondern die besondere Geschichte minorisierter Positionen.

3.3.1.4 Kreuzberg – eine Multikulti-Idylle?

In seiner Gesamtheit betrachtet, wurde im Workshop – vor allem von den Beteiligten ohne migrantischen Hintergrund – ein sehr idyllisches Bild von Kreuzberg gezeichnet: bunt, tolerant, multikulturell. Diese Überpräsenz einer positiven Darstellung wurde am Ende des Gesprächs als Problem zur Sprache gebracht und differenziert. Dennoch machte es deutlich, dass das Sprechen über den Stadtteil, vor allem von Menschen, die dort gerne leben, kulturalistisch aufgeladen ist. Darin bildet sich ab, dass beispielsweise die türkische Prägung des Stadtteils seine touristische Attraktivität ausmacht. Der „Türkenmarkt am Maybachufer“²⁰⁵ ist in vielen Reiseführern verzeichnet, nicht als Kommunikationsort türkischer Geschäftsleute oder Hausfrauen, sondern als eine Art Schauspiel dessen, was unter türkischer Kultur verstanden wird: „feiner Duft, billige Süßigkeiten und Gemüse“. Die von den TeilnehmerInnen erzeugten Bilder über Kreuzberg sind dabei schon von vorn herein über Differenzen formiert. Die Frontstellung ist implizit und präformiert das Sprechen über die je eigene Geschichte. Gleichzeitig ist offenbar im Sprechen über den eigenen Stadtteil aber auch eine performative Strategie am Werk, gegen negative Bilder anzugehen, indem Kreuzberg-Stereotypen positiv gewendet werden.

Für die Deutschen mit Migrationshintergrund ist ein Sprechen außerhalb von Binaritäten schwierig, ohne dabei das Spezifische an migrantischer Realität unsichtbar zu machen.

²⁰⁵ Der liegt im Grenzgebiet zwischen ist der Markt in Neukölln gelegen, wird aber meist als Teil von Kreuzberg wahrgenommen. Dieses Grenzgebiet wird aktuell als „Kreuzkölln“ bezeichnet und rasant gentrifiziert. Vgl. AVANTI. PROJEKT UNDOGMATISCHE LINKE, Neukölln in den Kollwitzplatz verwandeln, <http://gentrificationblog.wordpress.com/2010/03/10/berlin-neukolln-in-den-kollwitzplatz-verwandeln-radiofeature/> (10.4.2010).

Schließlich schreibt die Auszeichnung von migrantischer Einflussnahme auf Kreuzberg „wie es heute ist“ eine Erfolgsgeschichte, die MigrantInnen zu AkteurInnen der Geschichte macht. So konnte beispielsweise der Görlitzer Park auf Grund von Bürgerprotesten, Eigeninitiativen und alternativer Subkultur in den 1980er und 1990er Jahren von einer Brache in einen Park verwandelt werden. Heute ist er ein wichtiger Teil Kreuzberger Freizeitkultur. „Ungeklärt bleibt in der Regel, in welcher Weise Migranten und ihre Nachkommen an diesen Prozessen beteiligt waren.“²⁰⁶ Gleiches gilt für die künstlerische Präsenz, die heute das Selbstbild des Stadtteils mitbestimmt. Schon seit dem Militärputsch in den 1970er Jahren kamen viele türkische KünstlerInnen nach Kreuzberg und waren an der Durchsetzung relevanter Kulturprojekte wie dem SO36 und dem Künstlerhaus Bethanien beteiligt. In welcher Weise ist bisher nicht genau erforscht. Deshalb ist es für ein Ausstellungsprojekt zur (Migrations-)Geschichte zentral, Aktivitäten als *migrantisch* kenntlich zu machen und Wissen darüber zu produzieren. Ansonsten besteht die Gefahr, dass migrantische Subjektivierungsprozesse hegemonialen Repräsentationen zum Opfer fallen: So zum Beispiel in der multikulturalisierten Erfolgsgeschichte des Stadtteil Kreuzberg, in dem Fragen der politischen und sozialen Ungleichheit ihre Bedeutung verloren haben und soziale Problemstellungen unsichtbar werden.

Natürlich ist die Einbeziehung von MigrantInnen zentral, um die Museumsräume für Selbst-Repräsentation zu öffnen. Bleibt aber die Frage offen, wie es gelingen kann, diejenigen einzubeziehen, die von diesen Sprechern – zumeist selbst Intellektuelle und Spezialisten – repräsentiert werden. Denn im Verlauf des Repräsentierens wird nicht nur sichtbar gemacht, sondern auch die Unsichtbarkeit mit erzeugt. Migrantische Erfolgsgeschichten machen Scheitern unsichtbar, der Kampf um Staatsbürgerschaft macht Menschen unsichtbar, die sich – wie Illegalisierte – gänzlich außerhalb dieses staatlichen Systems befinden. Um eine „Erweiterung der Sichtbarkeit und Legitimität marginalisierter Räume“²⁰⁷ zu bewirken, muss die Erzeugung von Unsichtbarkeit mitreflektiert werden.

Gleichzeitig würde es darum gehen, zu bestimmen, was die Handlungsgrundlage migrantischer Praxen darstellt; also einen Rassismus zu analysieren, der sich „nicht nur über binäre Differenzierung und Prozesse der Exklusion“ bestimmen lässt, „sondern primär über neuartige Prozesse einer limitierten Inklusion, d.h. über Politiken einer revidierbaren Staatsbürgerschaft postnationaler Subjekte“.²⁰⁸ Die aktuelle Diskussion ist davon geprägt, dass europaweit der Multikulturalismus kritisiert und als in der Krise befindlich betrachtet

²⁰⁶ BEZIRKSMUSEUM FRIEDRICHSHAIN-KREUZBERG, Antrag, a.a.O., S. 12.

²⁰⁷ CASTRO VARELA, DHAWAN, Subalterne gibt es nicht Subalterne gibt es nicht, a.a.O.

²⁰⁸ TISANOS, Veranstaltung Gruppe Soziale Kämpfe Berlin, a.a.O.

wird. Gleichzeitig verschafft das Erstarken des antimuslimischen Rassismus einer Politik Zulauf, die kulturelle und religiöse Differenzen schmäht und lautstark Anpassungsforderungen und deren repressive Durchsetzung formuliert. Eine Eingemeindung universalistischer Forderungen (z.B. nach Gleichstellung von Frauen) dient dazu, diese bei Nichteinhaltung als Legitimation von Ungleichheit und Ausgrenzung einzusetzen.²⁰⁹ Stabilisiert wird dieser Zusammenhang nach wie vor durch die systematische Ungleichbehandlung vor dem Gesetz. Der Assimilationszwang wird dabei verdoppelt. Einerseits werden MigrantInnen in der Tradition des Multikulturalismus in die Grenzen der Kultur verwiesen und von sozialer, politischer und kultureller Teilhabe ausgeschlossen. Andererseits wird – in bester kolonialer Tradition – darauf verwiesen, dass sie eben noch nicht den Ansprüchen emanzipierter Subjekte genügen würden, um dann mit den gleichen Rechten ausgestattet zu werden.²¹⁰ Solange diese „sozialen Verhältnisse nicht thematisiert werden, laufen die Repräsentations-Bemühungen von Migranten ins Leere. Angesichts des Rassismus, also der politisch-rechtlichen Ausgrenzung, haben die Bemühungen von Migranten im Kulturapparat [...] eine spezifische politische Dimension, die von ihnen kaum erkannt wird. Repräsentation im Sinne öffentlicher Sichtbarkeit und Repräsentation im politischen Sinne einer Interessenvertretung werden oftmals verwechselt.“²¹¹

3.3.1.5 *Strategiesuche*

In einem kuratorischen Prozess, der auf Teilhabe ausgerichtet ist, muss die Suche nach einem Umgang mit den darin aufscheinenden Problemen und Fragestellungen, die aus der politischen Geschichte von Migration und Antirassismus erwachsen sind, systematisch verankert werden.²¹² Ohne die historische Gewordenheit von identitären Selbstbeschreibungen und Äußerungsformen einzufangen und ihre individuelle und kollektive Geschichte mit zu thematisieren, bleiben aktuelle Identitäts- und Differenzzuschreibungen implizite Gesprächsgrundlage und werden erst gar nicht thematisierbar.²¹³ „Weil rassistische Verhältnisse nicht nur die Ethnifizierten als Opfer des Rassismus hervorbringen, sondern auch als vielfältige Subjekte und Praktiken gegen ihn, ist es die Geschichte der Migrantinnen und Migranten selbst, die aufgenommen und transformiert werden muss.“²¹⁴

²⁰⁹ Vgl. TISANOS, Veranstaltung Gruppe Soziale Kämpfe Berlin, a.a.O.

²¹⁰ Vgl. TERKESSIDIS, Kulturarbeit, a.a.O., S. 14.

²¹¹ TERKESSIDIS, Kulturarbeit, a.a.O., S. 18.

²¹² Das Projekt *kanak attack* steht seit Jahren für diese Politik.

²¹³ BOJADZIJEV, TSIANOS, Mit den besten Absichten, a.a.O.

²¹⁴ KANAK ATTACK, Multikulturalismus, a.a.O.

Es geht also darum, an neuen Repräsentations-Strategien zu arbeiten, die zwei Dinge leisten: ERSTENS müssen sie die binäre Frontstellung aushebeln oder unterwandern, beispielsweise durch die Darstellung von gesellschaftlichen und politischen Ursachen. ZWEITENS müssen sie einen Umgang mit der praktischen Wirkungsmächtigkeit dieser Polaritäten in der Anordnung und Umsetzung des Projektes umgehen: im kuratorischen Prozess, ebenso wie in der Gestaltung und im Vermittlungsprozess. In diesem Kontext ist schon die Auswahl eines Gestaltungsbüros, die gerade im Museum diskutiert wird, als politischer Akt zu verstehen.

Für die Ausstellung „Orte erzählen (Migrations-)Geschichte wird zudem ein Beirat ins Leben gerufen, zu dem alle Workshop-TeilnehmerInnen eingeladen sind. Konzeptionelle Überarbeitungen und die Auswahl der Orte werden hier reflektiert, um möglichst viele Perspektiven und Positionen auch weiter in den Prozess einzubeziehen. Die endgültige Entscheidung, welche Orte für die Darstellung der (Migrations-)Geschichte von Kreuzberg am markantesten sind, wird in konzeptioneller Feinabstimmung mit dem Beirat, von den Museumsmitarbeiterinnen getroffen. Dem Feedback im Workshop entsprechend, werden so Beteiligung und Mitgestaltung ermöglicht, ohne zu viel der Entscheidungsverantwortung auf Museumsexterne zu übertragen. Dabei ist es wichtig im Blick zu behalten, dass es bei der Einbeziehung möglichst vieler AkteurInnen, nicht „um die Entdeckung von verborgenen Geschichten“ geht. Es geht vielmehr darum wahrzunehmen, dass deutsche Geschichte auf Migration bezogen eine Geschichte der Sieger ist, eine Geschichte des rassistischen Nationalstaates. Deshalb ist es wichtig, gegen einen „aktiven Verdeckungsprozess anzuarbeiten und zu streiten“, dessen Funktion es ist, alles, was nicht in nationaler Geschichtsschreibung bedeutend ist, vergessen zu machen. Die Geschichte migrantischer Praktiken in Kreuzberg-Friedrichshain gehört ebenso dazu, wie die Geschichte des migrantischen Widerstandes in Kämpfen um Bildung und Wohnen in den 1970er Jahren. Es könnte darum gehen „Subjektivierungsprozesse, also die Selbstermächtigung des Subjekts voranzutreiben“.²¹⁵ In diesem Sinne kann durchaus Geschichte universalisiert, d.h. auf eine lange Geschichte strukturell vergleichbarer Kämpfe zurückgegriffen werden (z.B. Kampf um Frauenwahlrecht, Arbeitskämpfe, Wohnungskämpfe).²¹⁶ Diese Perspektivierung aktueller Praxis auf die Zukunft hin macht die Blickrichtung eines Zugriffes aus, der die Besonderheit

²¹⁵ Alle Zitate aus einem Interview mit Ljubomir Bratić am 10. August 2010 in Wien, geführt von Julia Schnegg [unveröffentlichtem].

²¹⁶ Sehr umfassend herausgearbeitet in: Serhat KARAKAYALI, Lotta Continua in Frankfurt, Türken-Terror in Köln, Migrantische Kämpfe in der Geschichte der Bundesrepublik.

migrantischer Geschichte nicht einfach in der mehrheits-deutschen Erinnerung aufgehen lässt, sondern aktiv an deren Repräsentanz mitwirkt. MigrantInnen weder dabei weder als geschichtliche HeldInnen verklärt, noch sie auf die Opferrolle beschränkt, sondern als in verschiedener Weise agierende Subjekte sichtbar.²¹⁷

So könnte das Museum zu einer Einrichtung werden, in der bisher als Randgruppe stigmatisierte Menschen nicht einfach Selbstdisziplinierung und Normenkonformität lernen, um damit leitkulturalisierte Deutsche zu werden, sondern zu einer Bildungsinstitution im Gramscianischen Sinne²¹⁸. Zu einer Lernstätte also, die mit allen und für alle ein Verständnis über die eigene Ausgangslage schafft, das heißt ein alltagspraktisch verankertes Bewusstsein über Ausbeutungsmechanismen, aber auch eine lokal praktizierte Vision ihrer Überwindung.²¹⁹

3.3.2 Erinnerung sichtbar machen?

Anliegen des Workshop „*Erinnerungsorte* und kulturelle Vielfalt“ war es, sich gemeinsam auf die Suche nach geeigneten Orten zu machen. Sie sollen konzeptionell im Mittelpunkt der Ausstellung stehen. Bisher ist für die erste Etage des Museums geplant, Punkte auszuwählen, die sich dafür eignen, zentrale Themen zu transportieren, die für die (Migrations-)Geschichte des Bezirkes bedeutsam sind. In der zweiten Etage des Museums soll der Perspektivenvielfalt auf die *Erinnerungsorte* in Kreuzberg Platz gegeben werden. Konkrete Personen – entweder fiktiv oder aus dem UnterstützerInnenkreis – sollen mit individuellen Ausgangspunkten und Gewichtungen ihren eigenen „Erinnerungsweg“ durch die Ausstellung vorstellen. Im Folgenden soll es zunächst darum gehen, anhand einiger Überlegungen des Soziologen Maurice Halbwachs zur Beschaffenheit von Erinnerung, das Konzept der „Erinnerungsorte“ theoretisch zu fundieren. Mit Blick auf den Workshop wird dargestellt, was die Ortsuche für die Kuratorinnen bedeutet, wie sie verlief und welche Fragen damit im Raum stehen.....

²¹⁷ Vgl. dazu: María do Mar CASTRO VARELA, *Unzeitgemäße Utopien. Migrantinnen zwischen Selbsterfindung und gelehrter Hoffnung*. Bielefeld 2007. Castro Varela befragt Migrantinnen als kritisch-politische Gesellschaftsmitglieder befragt. Sie untersucht, wie verflochten utopisches Denken und die Praktiken von MigrantInnen sind.

²¹⁸ Vgl. Nora STERNFELD, *Politische Verhältnisse – Antonio Gramsci*, in: Nora Sternfeld, *Das pädagogische Unverhältnis. Lehren und Lernen bei Rancière, Gramsci und Foucault*, Wien 2009, S. 53–84.

²¹⁹ Hier habe ich Zweifel, wie groß der Spielraum des Museums, als staatlich geförderte Institution mit staatlich legitimiertem Bildungsauftrag, als Einrichtung gesellschaftlicher Emanzipation überhaupt sein kann. Als Perspektive der Museumsarbeit ist diese Vision aber durchaus sinnvoll für eine Museumsarbeit, die nicht in der Reproduktion als Institution hängen bleiben will, sondern ernsthaft über ihren gesellschaftlichen Auftrag nachzudenken bereit ist.

3.3.2.1 Was ist Erinnerung?

Zunächst geht es Halbwachs um zwei Überlegungen, die für die Konzeption der Erinnerungsorte eine zentrale Rolle spielen:²²⁰ Erstens ist Erinnerung ein sozialer Prozess und verändert sich ständig; zweitens spricht Erinnerung mehr über die Gegenwart als über die Vergangenheit.

ERSTENS: Nach Halbwachs ist das Gedächtnis des Menschen sozialisiert. Seine Erinnerungen entstehen im Kontakt und im Umgang mit anderen Menschen und verfestigen sich in der sozialen Praxis. Gleichzeitig sind sie durchwirkt von den Orientierungen, Motivationen und Handlungsformen der unterschiedlichen Gruppen und Milieus, denen jede/r angehört. Verändert sich die Lebens- oder Arbeitsweise von Menschen, gehen Erinnerungen an Dinge, Ereignisse und Personen verloren. Sie werden vergessen, auch wenn sie schon einmal gewusst wurden.²²¹ Andere Sachverhalte werden der Erinnerung hinzugefügt, je nachdem, wie und ob sie den sozialen Entwicklungen zuträglicher sind. Nach Halbwachs ist das Gedächtnis somit sozial konstituiert und passt sich entsprechend gesellschaftlichen Wandlungsprozessen ständig an.²²² Das Gehirn speichert nicht einfach – selbst durchlebte oder überlieferte – Vergangenheit, sondern bildet in Auseinandersetzung mit und Aneignung von Gesellschaft vielfältige und sich ständig wandelnde Erinnerungen.

ZWEITENS: Erinnerungen weisen also einen starken Gegenwartsbezug auf. Der Vorgang des Erinnerns bleibt immer in Bewegung. Für Halbwachs ist Erinnerung „in sehr weitem Maße eine Rekonstruktion der Vergangenheit mit Hilfe der Gegenwart entliehenen Gegebenheiten und wird im Übrigen durch andere, zu früheren Zeiten unternommene Rekonstruktionen vorbereitet, aus denen das Bild von ehemals schon recht verändert hervorgegangen ist.“²²³ Ein Gefühl von Kontinuität und damit sozialer Stabilität entsteht bei Halbwachs nicht aus der Wiederholung immer gleicher Erinnerungen, sondern aus der Erfahrung, Geschichte und bestehende Erlebnisse mit aktuellen Lebensrealitäten und -vorstellungen in Einklang bringen zu können. Halbwachs geht es also weniger um die Konstruktion überzeitlicher

²²⁰ Als einschlägige Werke von Maurice Halbwachs werden in der Sekundärliteratur in diesem Zusammenhang genannt: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen* (1925), Frankfurt/Main, 1985, *Stätten der Verkündigung im Heiligen Land. Eine Studie zum kollektiven Gedächtnis* (1941), Konstanz 2003, aus dem Nachlass veröffentlicht: *Das kollektive Gedächtnis*, Frankfurt/Main 1985.

²²¹ Allgemein anerkannt in der Gedächtnisforschung ist, dass das Gedächtnis nicht wie ein Speicher funktioniert, der alles aufnimmt und für eventuellen Zugriff bereithält, sondern ein Konglomerat an Bildern darstellt, die sich über Vergangenes gemacht und die unterschiedlich erinnert werden.

²²² Zu dieser Auslegung von Halbwachs Gedächtnistheorie, vgl. Ulrike JUREIT, Christian SCHNEIDER, *Gefühlte Opfer, Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*, Stuttgart 2010, S. 54-63

²²³ Maurice HALBWACHS, *Das kollektive Gedächtnis*, Frankfurt Main, 1985, S. 55/56.

Identität im Rückgriff auf Geschichte.²²⁴ Vielmehr stellt er heraus, „dass kollektives Erinnern als ein gruppenbezogenes Aneignungsgeschehen zu beschreiben ist, das darauf zielt, ein gemeinschaftliches Kontinuitätsempfinden in Raum und Zeit zu erzeugen.“²²⁵ In diesem Sinne wird mit der Umarbeitung der Vergangenheit immer wieder ein neues Gefühl von Zugehörigkeit und damit von Gemeinschaft erzeugt, das nicht maßgeblich als identitär, sondern als dynamisch zu charakterisieren ist. Immer neue Deutungen und Empfindungen werden ausgewählt und in die Erinnerung eingearbeitet.

3.3.2.2 Was ist ein Erinnerungsort?

Der universelle, geschichtswissenschaftliche Anspruch – zu zeigen wie es wirklich gewesen ist,²²⁶ neutral und objektiv – wird vor diesem Hintergrund hinfällig. Vielmehr muss zur Darstellung gebracht werden, wie sich Vergangenheitsentwürfe entwickeln und verändern. Dies in eine lebendige, anschauliche Form zu bringen, versucht das Konzept der Erinnerungsorte des französischen Historikers Pierre Nora. Er will „an die Stelle einer allgemeinen, thematischen, chronologischen oder linearen Untersuchung eine in die Tiefe gehende Analyse der Orte – in allen Bedeutungen des Wortes – setzen, in denen sich das Gedächtnis der Nation Frankreich in besonderem Maße kondensiert, verkörpert oder kristallisiert hat“.²²⁷ Es geht also nicht nur um topografische Orte, an denen Geschichte inszeniert wird, wie Denkmäler, Straßen und Plätze. Gemeint sind auch Bilder, Texte oder Rituale, also Artefakte oder Formationen sozialer Interaktions- und Kommunikationsformen, wie sie sich historisch herausgebildet und verfestigt haben.

Das Konzept wurde unter anderem für „Deutsche Erinnerungsorte“²²⁸ aufgegriffen. Dabei wurde jedoch die Rolle von Migrationsgeschichte in der kollektiven Erinnerung wenig beachtet.²²⁹ Das Ausstellungsprojekt „Orte erzählen (Migrations-)Geschichte“ versucht sich dieser Leerstelle anzunehmen und unter stadthistorischem und alltagsgeschichtlichem

²²⁴ Dieser Aspekt des Zusammenhangs von „kultureller Erinnerung, kollektiver Identität und politischer Legitimierung“ (Astrid ERLI, *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, Stuttgart 2005, S. 27) wird zwar am häufigsten rezipiert, Halbwachs selbst verwendet aber den Begriff der Identität in diesem Zusammenhang kaum. Vor allem über die theoretischen Ansätzen von Aleida und Jan Assmann zu kulturellem ... Gedächtnis erhält Halbwachs in dieser Schräglage Einzug in die erinnerungspolitische Diskussion. Zu sich u.a. daraus ergebenden problematische gesellschafts- und kulturtheoretische Implikationen bei Assmann vgl. JUREIT, SCHNEIDER, *Gefühlte Opfer*, a.a.O., S. 63–72.

²²⁵ JUREIT, SCHNEIDER, *Gefühlte Opfer*, a.a.O., S. 62.

²²⁶ Vgl. z.B. als einen zentralen Protagonisten der Geschichtswissenschaften: Leopold VON RANKE, *Aus Werk und Nachlass* Bd. IV, Vorlesungseinleitungen, München 1975, S. 79.

²²⁷ Pierre NORA, *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Berlin 1990, S. 7.

²²⁸ Vgl. Etienne FRANÇOIS, Hagen SCHULZE (Hg.), *Deutsche Erinnerungsorte*, 3 Bd., München 2001.

²²⁹ Etienne François und Hagen Schulze sagen sogar ganz offensiv, dass sie Migrationsgeschichte nicht machen.

Zuschnitt gesellschaftliche Gedächtnislücken zu schließen. „Damit verbunden ist die Suche nach pluralen, sich widersprechenden und gemeinsamen Erinnerungen im Bezirk, um die vielfältigen Identitäten der Kreuzberger und Friedrichshainer jedweder Herkunft aufzuspüren und sichtbar zu machen.“²³⁰ Es geht also um Kreuzungspunkte, an denen (migrations-) geschichtlich für die jeweiligen BezirksbewohnerInnen etwas Wichtiges stattgefunden hat oder auch gegenwärtig vor sich geht: Begegnung oder Konfrontation, Ankunft oder Abschied. Gleichzeitig bezieht das Konzept die Perspektiven von ganz unterschiedlichen Menschen und damit Lebensgeschichten aus dem Bezirk mit ein. Zusammengenommen konstituieren diese beiden Aspekte die Erinnerung (der Orte), welche viele Perspektiven enthalten kann. Die im Workshop bearbeiteten Fragen versuchten, sich dieser Erinnerung der Beteiligten von unterschiedlichen Seiten zu nähern und die Orte auf folgende Fragestellungen hin abzuklopfen. Was ist charakteristisch für Kreuzberg? Wo bin ich gerne? Wo ungern? Welche Orte haben mich geprägt? Wo wird der (Wandel durch) Migration besonders sichtbar? Was die Sicht auf den eigenen Stadtteil, u.a. über die Bezirksgrenzen hinaus auszeichnet, spielt für die Suche nach Erinnerungsorten ebenso eine Rolle wie Gefühle der Ablehnung oder positive Bezugnahmen. Die zurückblickende Betrachtung der eigenen Biografie und ihre Verortung im Stadtteil, gehört genauso dazu wie die Bewertung stadtgeschichtlicher Entwicklungen und Manifestationen. Die Orte wurden im Workshop anhand vorbereiteter Fragen zunächst von jede/m einzelnen auf einem Stadtplan markiert und im anschließenden Gespräch diskutiert.

Die Vereinheitlichung der Fragestellung hatte den Vorteil, dass unterschiedliche Sichtweisen schnell zu Tage traten. So wurde deutlich, wie entgegengesetzt die Bewertung der gleichen Orte im Bezirk sein können, wenn sie vor unterschiedlichen Hintergründen getroffen werden. Je nachdem in welcher Zeit sich die Beteiligten dort bewegten. So ist beispielsweise für junge BerlinerInnen die Bergmannstraße wegen der dort deutlichen Gentrifizierungsprozesse negativ besetzt. Für ältere TeilnehmerInnen bleibt es ein wichtiger Ort, sich mit Gleichgesinnten politisch auszutauschen. Sie sind dort gerne, auch wenn die Läden und Kneipen nun herausgeputzt sind.

Die Anordnung des Workshops, eine Aufgabenstellung individuell zu lösen, setzte einige TeilnehmerInnen – eventuell wegen der Nähe zu einer Prüfungssituation – aber auch unter Druck, eine richtige Antwort finden zu müssen. Und das, obwohl in diesem Zusammenhang keine falsche Antwort möglich ist, da jede Erinnerung zur Geltung gebracht werden sollte. In ihrer Ausdifferenziertheit strukturierten die Fragestellungen zudem die preisgegebenen

²³⁰ BEZIRKSMUSEUM FRIEDRICHSHAIN-KREUZBERG, Antrag, a.a.O., S. 10.

Erinnerungen vor. Sind Erinnerungen, die nicht der Markierung positiv, negativ oder prägend zugewiesen werden können, bedeutungslos? Oder sind sie nur weniger vorreflektiert und vielleicht gerade deshalb interessant? Was ist mit Verdrängtem, das oft von besonderer Wirkungsmächtigkeit ist? Ist (der Wandel durch) Migration immer sichtbar, also visuell wahrnehmbar? Eine Teilnehmerin spricht dies an und fragt nach der „Kategorie“ für sozialpolitische Beobachtungen, die nicht unmittelbar zu sehen, aber in der Analyse von Bedeutung sind.

3.3.2.3 Wessen Erinnerung?

Das Konzept der „Erinnerungsorte“ hat die normative Seite, sich praktisch dafür stark zu machen, dass MigrantInnen und Migrationsgeschichte im bundesdeutschen Geschichtsbild angemessen anerkannt und repräsentiert werden.²³¹ Implizit ist die Forderung formuliert, Stadträume – ausgehend von den Bezirken Friedrichshain und Kreuzberg – zu demokratisieren und die soziale, politische und kulturelle Teilhabe von MigrantInnen als Selbstverständlichkeit zu etablieren. Die Perspektiven auf Geschichte, die sich für alle Beteiligten daraus ergeben, sind dabei vielseitig. „Sie reichen von der Integration der Einwanderer in das Gesellschaftsmodell eines Verfassungspatriotismus über die individuelle oder subkulturelle Aneignung historischer Positionen bis hin zur Offenlegung des subversiven Potenzials für Widerstand, das sich aus einer reflektierten geschichtlichen Sicht ergeben kann.“²³² Diese multiperspektivische Betrachtung ist Voraussetzung dafür, eine (gleichberechtigte) öffentliche Diskussion unterschiedlicher Verarbeitungsformen und Lebensentwürfe zu schaffen.

Gleichzeitig handelt es sich (strategisch) um den Versuch, zwei Diskurse zusammenzuführen, die sich zwar beide um die Neuformulierung eines bundesdeutschen Selbstbildes im Zeitalter der Globalisierung drehen, aber dennoch merkwürdig unverbunden nebeneinander stehen: die erinnerungspolitische und die migrationspolitische Diskussion.²³³ Dabei geht es nicht nur darum, die Migrationsdebatte um eine historische Dimension zu erweitern, wie es

²³¹ Jan MOTTE, Rainer OHLINGER, Einwanderung – Geschichte – Anerkennung. Auf den Spuren geteilter Erinnerungen, S. 10, in: Zeitschrift des Informations- und Dokumentationszentrums für Antirassismusbearbeitung in Nordrhein-Westfalen 11. Jg., Nr. 1, Duisburg 2005, http://www.ida-nrw.de/html/Ueberblick_1_05.pdf (17.3.2010)

²³² MOTTE, OHLINGER, Einwanderung, a.a.O., S. 14.

²³³ „Seit mehreren Jahren erlebte die BRD einen einzigartigen und in seiner Vielfalt kaum mehr zu überblickenden Erinnerungs- und Forschungsboom, der insbesondere den Holocaust als das zentrale Bezugseignis der deutschen Geschichte in den Blick nahm. Vierzig Jahre nach Kriegsende rückte der Massenmord an den europäischen Juden ins Zentrum kollektiver Selbstthematizationdiskurse in Deutschland. Diese Neubewertung der jüngsten Geschichte explosionsartig.“ (JUREIT, SCHNEIDER, Gefühlte Opfer, a.a.O., S. 63).

das Kreuzberg Museum spätestens seit 1998 versucht. Es geht vielmehr um die praktische Mitarbeit daran, dass sich Migrationsgeschichte konkret in die mehrheitsdeutsche Erinnerung einschreibt. Bisher leben Mehrheitsdeutsche und MigrantInnen bzw. deren Kinder „in getrennten Erinnerungslandschaften, sie verfügen über eine geteilte Geschichte im doppelten Sinn, einerseits getrennt (divided memory), andererseits gemeinsam (shared memory). Ein Aspekt dieser getrennten Geschichte ist, dass die beiden Gruppen kaum historisch-symbolische Räume miteinander teilen.“²³⁴ Diese Räume zur Überwindung „symbolische(r) Segregation“²³⁵ die also auch die Erinnerungsbestände von MigrantInnen enthalten, sollen ganz konkret in der und durch die Museumsarbeit geschaffen werden.

Da es im Augenblick kaum öffentliche Erinnerungsorte von Migration gibt,²³⁶ sind es vor allem die (oft noch unerzählten) Erinnerungen von MigrantInnen selbst, die gehört und dokumentiert werden müssen, um sie der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Denn die „eigene Vergangenheit und ihre Zeugnisse werden erst dann aufhören, ein Stück Privatleben zu sein, wenn sie erzählt beziehungsweise gesammelt werden“.²³⁷ Da MigrantInnen „selbst Zeichenträger und Gezeichnete der Einwanderungsgeschichte der Bundesrepublik“ sind,²³⁸ kommt ihnen in diesem Prozess eine besonders wichtige Rolle zu, diese Erinnerungsbestände – zum Beispiel in Form von Erinnerungsorten – zu kollektivieren. Zur Teilnahme an dem Workshop werden zwar Menschen mit und ohne Migrationshintergrund eingeladen, vorrangig solche, die in Kreuzberg (oder Friedrichshain) engagiert sind. Dennoch liegt ein Schwerpunkt darauf, RepräsentantInnen unterschiedlicher Communities aber auch Organisationen ausfindig zu machen, denen die Aufgabe von ÜbersetzerInnen zufällt. Sie sollen private – selbst erlebte oder erzählte – Erinnerung durch die Markierung von Orten in eine verallgemeinerbare Form übersetzen. Vorausgesetzt ist hier die Annahme, dass diese RepräsentantInnen ein tiefgehendes Verständnis für migrantische Erinnerungen mitbringen, da sie sowohl sprachlich, als auch in Bezug auf soziale und kulturelle Praktiken über fachkundiges (Erfahrungs-)Wissen verfügen und damit weniger gefährdet sind, Stereotypen zu wiederholen, wie Außenstehende.

²³⁴ MOTTE, OHLINGER, Einwanderung, a.a.O., S. 13.

²³⁵ MOTTE, OHLINGER, Einwanderung, a.a.O., S. 13.

²³⁶ In Deutschland gibt es zwar einige wenige Erinnerungsorte von Migration. Diese beschäftigen sich aber vornehmlich mit MigrantInnen als Opfern beschäftigen. In Berlin existiert z.B. ein Denkmal für den Asylbewerber Camal Altun, der sich aus Angst vor seiner bevorstehenden Abschiebung aus dem Verwaltungsgericht stürzte, in Köln und Frankfurt Denkmäler für den Brandanschlag in Köln.

²³⁷ Sargut SÖLÇÜN, 30 Jahre gelobtes Land. Zur türkischen Migration in die Bundesrepublik Deutschland, S. 43, in: Die Brücke 73, Heft 1993/94, S. 40–43.

²³⁸ MOTTE, OHLINGER, Einwanderung, a.a.O., S. 9.

Das, was hier zu Tage gefördert wird, ist keine (migrationsgeschichtliche) Einheit, die dem kollektiven Gedächtnis der Bundesrepublik gegenübersteht und einfach hinzuaddiert werden könnte. Vielmehr wird deutlich, dass vor allem junge MigrantInnen in Deutschland über sehr vielseitige Gedächtnisbestände verfügen. Beispielsweise enthält die Erinnerung junger Deutscher türkischer Herkunft ganz unterschiedliche Aspekte:²³⁹ Solche, die ihrer türkischen Herkunft geschuldet sind, andere die sich in einem deutsch-türkischen Milieu entwickelt haben, aber auch Wahrnehmungsmuster einer globalisierten Welt oder ganz universelle Wertsysteme sind eingearbeitet.²⁴⁰ Der Workshop stellt den Versuch dar, die Erinnerungsorte von MigrantInnen zunächst ernsthaft zu erforschen und diese gleichzeitig als (besonderen) Teil deutscher Geschichte in dessen kollektives Gedächtnis hineinzureklamieren. Es geht also um gesellschaftliche Vergegenwärtigung und Präsenz von Migrationsgeschichte: als Zugewandene, das sich räumlich manifestiert, aber auch Zeitliches umfasst, als Verfügbarkeit für gegenwärtige Lebensentwürfe und als Hervorhebung ihrer Potenziale.

Um migrantische Erinnerung nicht frühzeitig der Vereinnahmung für die deutsche Mehrheits-geschichte auszusetzen, ist in diesem Prozess darauf zu achten, ihre Vielschichtigkeit zur Kenntnis zu bringen. Dies bedeutet ihr Potenzial, eben gerade nicht einheitlich zu sein, herauszuheben, Erinnerungskulturen zu hybridisieren und damit die Voraussetzung für transnationale Erinnerungspraktiken zu schaffen.²⁴¹ Damit wird der Ausstellungsprozess einerseits selbst zum Erinnerungsort, der gesellschaftliche Teilhabe in Form historisch-symbolischer Anerkennung auf dem kulturellen Feld vorwegnimmt. Andererseits wird er zum Sprachrohr einer transnationalen Erinnerungskultur, die in den beleuchteten Erinnerungsorten lokal verortet und damit alltagspraktisch verankert ist.

²³⁹ Dies spiegelt sich z.B. in den vorgeschlagenen Orten wieder: z.B. wird das Ballhaus Naunynstraße zum Erinnerungsort, vor allem seit Übernahme der Leitung von Shermin. Vgl. Protokoll zum Workshop „Erinnerungsorte und kulturelle Vielfalt“ am 12.6.2010 [unveröffentlicht]

²⁴⁰ Vgl. dazu: Claus LEGGEWIE, Bindestrich-Deutsche, Euro-Muslime und Unions-Bürger: Eine Forschungsskizze zu den Erinnerungsorten von „Deutsch-Türken“, in: Klaudia KNABEL et al (Hg.): Nationale Mythen – kollektive Symbole. Funktionen, Konstruktionen und Medien der Erinnerung, Göttingen 2005, S. 76-99.

²⁴¹ Dieses Potential kann den Ausgangspunkt für eine weitere Suche nach transnationalen Erinnerungskulturen u.a. im Museumskontext die Vermittlung, Darstellung und kuratorische Prozesse mit einbeziehen. Vgl. zu diesem Gegenstand das Forschungsprojekt „Transnationale Geschichtsbilder“ des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung Österreich, <http://www.sparklingscience.at/de/projekte/312-transnationale-geschichtsbilder/?&lang=de&page=projects&sub=312-transnationale-geschichtsbilder&detail=>

3.3.2.4 Die andere Seite der Erinnerung?

Die strategische Verbindung von erinnerungs- und migrationspolitischem Diskurs läuft Gefahr, die blinden Flecken beider Diskussionen mit zu übernehmen: Einerseits die Fokussierung auf Erinnerung und die Vernachlässigung von Vergessen,²⁴² andererseits die Konzentration auf Sichtbarmachen und die Unachtsamkeit dem Unsichtbarmachen gegenüber. Die dem Workshop zugrunde liegende Frage nach Erinnerungsorten an denen (Migrations-)Geschichten *sichtbar* gemacht werden können, enthält gleichwohl diese Problematik.

Wie gezeigt wurde, bezeichnet Erinnern einen gegenwartsbezogenen Auswahlvorgang, in dem verschiedene biografische und gruppenbezogene Faktoren eine Rolle spielen. Wenn Vergangenes nicht erinnert wird, dann ist es vergessen. Die Vorgänge des Vergessens – individuell und gesellschaftlich – tauchen in der Diskussion um Erinnerung aber kaum auf. Steckt in Erinnerung nicht auch ein aktiver Prozess des Vergessenmachens und der Aberkennung gesellschaftlicher Relevanz?²⁴³ Es geht nicht darum, bloße Erinnerungs-Fakten zu sammeln, sondern ernst zu nehmen, dass kollektives Gedächtnis das Gedächtnis der Sieger der Geschichte ist, also bestimmte Aspekte – im Sinne der Aufrechterhaltung von Herrschaft – integriert, um andere auszuschließen.²⁴⁴ Gegen diesen Verdeckungsprozess anzuarbeiten heißt, sich als Teil dieses Kampfes um Erinnerung zu verstehen und immer wieder das dem Vergessen zu entreißen, was den gegenwärtigen Kriterien von Konformität, Effizienzsteigerung oder Diversitätshype nicht entspricht: gegenwärtig die Lebenspraxis von

²⁴² Vgl. JUREIT, SCHNEIDER, *Gefühlte Opfer*, a.a.O., S. 72.

²⁴³ Wie Ulrike Jurait schreibt wird z.B. Aleida und Jan Assmann Erinnerung durchweg positiv und zukunftsweisend. Erinnerungspraktiken werden konstitutiv für Gemeinschaftsbildung, zukunftstaugliche Identität entsteht durch sie. „Die Auswahl des gegenwärtig zu Erinnernden dient nach dieser Auffassung somit nicht nur der weiteren „Arterhaltung“. Hier gerät zusätzlich noch ein Auswahl-, um nicht zu sagen Selektionsgedanke ins Konzept, dem es um Wachstum und Effizienzsteigerung, dem es letztlich um Optimierung von leben geht.“ (JUREIT, SCHNEIDER, *Gefühlte Opfer*, a.a.O. S. 73.

²⁴⁴ Ich beziehe mich hier auf das Geschichtverständnis von Walter Benjamin, wie er es in seinen Thesen „Über den Begriff der Geschichte“ (Walter BENJAMIN, *Über den Begriff der Geschichte* in: *Gesammelte Schriften* Band I.2, Frankfurt/Main 1983, S. 691-706) fasst. Dabei geht es nur in einem ersten Schritt darum, zu erzählen, was sich noch nicht in den Geschichtsbüchern findet. Walter Benjamin entwarf den Begriff des Dialektischen Bildes als „neue dialektische Methode der Historik“ (Walter BENJAMIN, *Passagenarbeit* in: *Gesammelte Schriften* V.1, Frankfurt/Main 1983, S. 491) die dem gerecht werden soll. Benjamin geht davon aus, dass Geschichte immer die Geschichte von Kämpfen zwischen Klassen ist und demgemäß Geschichtsschreibung eine Erzählung der Herrschaft über sich selbst darstellt. Die Erzählung der Untergangenen und Unterdrückten ist dann nicht nur eine ergänzende Anmerkung. Sie gerät in Konflikt mit der herrschenden Geschichtsschreibung und letztlich mit der Herrschaft selbst. Die Erkenntnis der Vergangenheit als Dialektisches Bild bezieht neben den vergangenen Kämpfen auch die der Gegenwart ein und bezieht beide aufeinander. Wenn es gelingt die heute Herrschenden als die Erben „aller, die je gesiegt haben“ (Walter BENJAMIN, *Über den Begriff der Geschichte*, S. 696) darzustellen und die Unterdrückten im Heute als Leidensgenossen mit den Erniedrigten der Vergangenheit, dann sind diese Kämpfe nicht abgeschlossen. Vielmehr kann aus ihnen eine Kraft erwachsen, die aus den Niederlagen der Geschichte für heutige Kämpfe lernen lässt. Gleichzeitig wird in ihnen wird eine Hoffnung entdeckt, dass Kämpfe und Veränderung praktisch möglich sind und in der Tradition des einfachen Bedürfnisses steht, ohne Unterdrückung leben zu wollen. Ein Wunsch, der in jeder Gegenwart in Bezug auf die Vergangenheit aktuell zu machen.

illegalen MigrantInnen oder Roma in Berlin,²⁴⁵ die Nutzbarmachung von Illegalisierung für Lohndumping z.B. in der Hausarbeit²⁴⁶ oder der Prozess migrantischer Unterschichtung.²⁴⁷ Es heißt, vor Augen zu haben, dass die Anerkennung von Legitimität für die einen immer die Aberkennung derselben für die anderen bedeutet. Im kuratorischen Prozess muss vor diesem Hintergrund an Strategien gearbeitet werden, diese Suchbewegung nach immer neuen Erinnerungsorten auf Dauer zu stellen und immer von Neuem in die Museumsarbeit einzuspeisen.

In ähnlicher Weise gilt es die Formen der Sichtbarkeit von (Migrations-)Geschichte, die durch die Erinnerungsorte entstehen, danach zu befragen, wer und was darin unsichtbar gemacht wird, d.h. „wie sie Subjektpositionen im Feld hegemonialer Sichtbarkeit erzeugen, z.B. als normative Ideale oder als entwertende Stereotype“.²⁴⁸ Es geht nicht um *mehr* Sichtbarkeit. Denn gerade die Erfahrungen des politischen Aktivismus zeigen, dass daraus ein langes Register von Sichtbar-zu-Machendem entsteht. Dies führt oft genug dazu, sich auf eine der Unterdrückungsachsen zu konzentrieren und gleichzeitig den Ausschluss anderer weiter fortzusetzen.²⁴⁹ Zudem bleibt die Frage offen, wie unter dem Diktum der Sichtbarkeit damit umgegangen wird, dass das Unsichtbar-Bleiben für einige MigrantInnen auf Grund von Kriminalisierung eine Existenzbedingung ist. Das gilt z.B. für Rückzugsorte von Illegalisierten oder für Fluchtwege.

Welchen Umgang es in Ausstellungen, die zumeist auf die Visualisierung ausgerichtet ist, mit Problemen der Unsichtbarkeit gibt, ist bisher eine ungelöste Frage. Repräsentationsdiskussionen müssen also dahingehend geschärft werden, wie nicht nur MigrantInnen sichtbar werden, sondern wie neue Subjektpositionen kenntlich gemacht werden können und wie der Handlungsspielraum der jeweiligen Positionierungen real erhöht werden kann. Und das in dem Bewusstsein, dass es um die Erzeugung eines neuen gesellschaftlichen Subjektes geht, das sich dem Ausschluss all dessen verweigert, was gesellschaftlich unsichtbar und vergessen ist.

²⁴⁵ Vgl. dazu: Eugenie RIFFEL, Zur Situation von Sintis und Roma in Deutschland – Studienarbeit. Norderstedt 2008, Zur Frage von Illegalisierung, kein mensch ist illegal: <http://www.kmii-koeln.de/index.php?special=links>

²⁴⁶ Vgl. dazu: Bridget ANDERSON, Doing the dirty work? Migrantinnen und die Globalisierung der Hausarbeit, Berlin 2006.

²⁴⁷ Vgl. dazu: Ingrid OSWALD, Migrationssoziologie, Konstanz 2007, S. 117–119.

²⁴⁸ Johanna SCHAFFNER, Ambivalenzen der Sichtbarkeit – Über die visuellen Strukturen der Anerkennung, Bielefeld 2008, S. 21.

²⁴⁹ Gerade der Ansatz der Identitätspolitik ist zumeist an dieser Grenzen gestoßen, die Diskriminierung von Unterdrückungsformen fortzusetzen. Vgl. dazu: Ruth Frankenberg, Weiße Frauen, Feminismus und die Herausforderung des Antirassismus in: Britte Fuchs, Gabriele Habinger (Hg), Rassismen und Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen. Wien 1996, 51–66.

4. SCHLUSSBETRACHTUNG

Migration stellt herkömmliche Museumspraxis in Frage. Sie impliziert die Aufforderung, sich als Museum auf die Suche nach einem neuem Verständnis von Geschichte und Kultur in der Migrationsgesellschaft zu begeben und sich als Akteur einer Auseinandersetzung um gesellschaftliche Teilhabe zu begreifen. Fragen der Repräsentation stehen im Mittelpunkt dieser Neubestimmung: Was ist wie darzustellen und wer kann wen vertreten? Diese Fragestellungen spielen für den gesamten Museumsalltag eine entscheidende Rolle und verändern ihn nachhaltig. Verhandlung und Kontroversen treten in den Vordergrund der Museumspraxis. Damit einher geht ein verändertes Verständnis von „Ausstellung“. Nicht nur das fertige Ding im Raum ist von Interesse, sondern die in Gang gebrachten Diskussionen im Prozess ihrer Erarbeitung und seine gesellschaftliche Strahlkraft. Es steht die Frage im Raum, wie das Museum ein Verhandlungsort gesellschaftlicher Belange werden kann, ohne dabei die Machtverhältnisse und Hierarchien in der Museumsarbeit zu leugnen.

Das Ausstellungsprojekt „Orte erzählen (Migrations-)Geschichte“ und der damit verbundene Konzeptworkshop „*Erinnerungsorte* und kulturelle Vielfalt“ ist mit seinem inklusiven Herangehen an Wissensproduktion und Geschichtsschreibung Teil dieser Suchbewegung. Die Arbeit versteht sich als Beitrag zu einer Diskussion, die im Blick auf die Praxis – gemeinsam mit den Beteiligten – Beschränkungen und Widersprüche im kuratorischen Prozess benennt, um gemeinsam neue Möglichkeiten des Umgangs mit diesen Grenzen zu erarbeiten. Entlang der entwickelten Fragestellungen sind folgende Punkte festzuhalten:

DARSTELLEN – WIE? In der Diskussion um Migration im Museum geht es um Blickrichtungen. Das Vokabular aus der Ästhetik macht deutlich, dass Prozesse der Sichtbarmachung und Repräsentation maßgeblich Kämpfe um kollektive Formen des Verstehens und Bedeutens. Der Migrationsdiskurs ist nachhaltig von diesen Differenzordnungen geprägt. Einem kuratorischen Prozess, der auf Inklusion ausgerichtet ist, kommt dabei die Rolle zu, die Möglichkeiten einer Infragestellungen dieser Ordnungen praktisch auszuloten. Ob die Ethnisierung und Kulturalisierung von MigrantInnen vermieden werden kann, hängt u.a. damit zusammen, ob in diesen Diskussionen gemeinsam eine Sprache entwickelt wird, die Repräsentationen neu anzuordnen vermag. Denn die Frage, *wie* und *ob* jede/r in der Gestaltung unserer Arbeits- und Lebensformen mitreden und entscheiden kann, hat damit

zu tun, welche möglichen Ausgangspositionen in den bestehenden Repräsentationsverhältnissen zur Verfügung stehen.

Die Perspektive zu verändern, gefährdet zwar den sicheren Standpunkt, lässt aber gleichzeitig einen Handlungsspielraum für den gegenhegemonialen Kampf um gesellschaftliche Teilhabe gewinnen. Denn damit steht die Frage im Raum, wie Ausstellungsprojekte über die bloße Sichtbarmachung von MigrantInnen hinausgehen können, durch die gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse meist nicht real herausgefordert werden. Es müssen Strategien erarbeitet werden, die über die visuelle Wahrnehmung hinaus Möglichkeiten erdenken, in und mit Ausstellungen den Handlungsspielraum der jeweiligen Positionierungen real zu erhöhen oder markierende Fremdzuschreibungen so zu unterlaufen, dass neue Subjektpositionen gesellschaftlich kenntlich werden. Und zwar mit der Perspektive, ein neues gesellschaftliches Subjekt zu erzeugen, das grundsätzlich dem Ausschluss alles gesellschaftlich Unsichtbaren und Vergessenen verweigert.

VERTRETEN – WIE?: Die Analyse der Wechselwirkung von Politik und Kultur ist hier zentral. Die Realität „Deutschland ist Einwanderungsland“ ist zwar im Mainstream angekommen. Die gesellschaftliche Auseinandersetzung um die sozialen Konsequenzen und den Umgang mit diesem Sachverhalt, bleibt heiß umkämpft. Die Anerkennung im Kulturellen geht nicht zwangsläufig mit mehr gesellschaftlicher Teilhabe einher, ja macht sie oft sogar als Forderung unsichtbar. Die Repräsentation von Migration im Museum ist sowohl ein Aspekt als auch ein Ergebnis dieser Widersprüche. Wie mit der realen Wechselwirkung von Kulturellem und Politischen strategisch umzugehen ist, bleibt als Frage offen: Sind Aushandlungsprozesse um Darstellungs- und Beteiligungsformen im Museum explizit als politische Kämpfe zu betrachten und das Ausstellungsfeld als Ort der Organisation zu politisieren? Oder können Ausschluss- und Unterdrückungsmechanismen von MigrantInnen vom kulturellen Feld aus so unterminiert werden, dass Handlungsmacht entsteht und sie auch politisch ins Wanken gebracht werden können?

VERTRETEN – WER, WEN? In den meisten Museumsinstitutionen wird implizit davon ausgegangen, dass die Teilhabe am kulturellen Leben dadurch realisiert ist, dass „marginalisierte“ Gruppen in Ausstellungen dargestellt werden. Sie sichtbar zu machen, wird damit gleichgesetzt, für sie zu sprechen. Interessenvertretung verkommt hier zu einer moralischen Entscheidung des Museums und wird von Prozessen der Organisation und

Selbstrepräsentation abgekoppelt. Von einer gleichberechtigten Teilhabe im sozialen, politischen und kulturellen Bereich ist dies weit entfernt.

In der Praxis zeigte sich, dass auch ein inklusives Konzept die praktische Wirkungsmächtigkeit gesellschaftlicher Verhältnisse nicht allein per Bekenntnis außer Kraft setzen kann: Die Beziehung zwischen den SprecherInnen und denen, für die gesprochen wird, bleibt brüchig und widersprüchlich. Denn in dem Versuch Marginalisierung sichtbar zu machen, stabilisieren die SprecherInnen – die KuratorInnen, die VermittlerInnen, die MitarbeiterInnen der Ausstellung – gleichzeitig ihre eigene Autorität als RepräsentantInnen. Insofern arbeiten sie an der Festschreibung mit, wer gesellschaftlich schweigt und wer spricht. Zudem bleibt das Übersetzungsproblem marginalisierter Stimmen in die Museumswelt. Selbst wenn MigrantInnen zum Museum als Ort der Wissensproduktion zugelassen werden, steht ihr Sprechen unter dem Druck der Institution. Ihr kulturelles Erfahrungswissen kann nur zur Geltung kommen, wenn es museologisch übersetzt und konzeptionell verständlich gemacht wird. Die Öffnung der Institution muss mit der Frage umgehen, wie es vermieden wird, die Verantwortung für die „richtige“ Darstellung migrantischer Kultur(en) und Praktiken auf die Schultern der RepräsentantInnen zu übertragen. Zudem bleibt eine wichtige Frage, wie es gelingen kann, diejenigen einzubeziehen, die von diesen SprecherInnen – zumeist selbst Intellektuelle und SpezialistInnen – repräsentiert werden.

Eine offene Reflexion dieses Dilemmas, aber auch die Erweiterung des SprecherInnenpools und die Förderung von Selbstvertretung, müssen daher zentrale Aspekte des Ausstellungsprozesses werden. Außerdem geht es im Umgang mit den „neuen“ SprecherInnen darum (Wissens-)Hierarchien abzubauen. Als erste Voraussetzung ist mit Sicherheit Zeit und Budget für diese Suchbewegung und die Realisierung von Ideen einzuplanen.

DARSTELLEN – WAS? Das Konzept der Erinnerungsorte versucht vom Standpunkt der Diversität bundesdeutscher Gesellschaft als Migrationsgesellschaft auszugehen. Ein inklusiver Ansatz muss dabei mit der Gefahr umgehen, Effekte der Differenzordnungen und die damit verbundenen Macht- und Herrschaftsverhältnisse unsichtbar werden zu lassen, die für den Ausstellungsprozess entscheidend sind. Die Geschichte von MigrantInnen ist wenig erforscht, dokumentiert und anerkannt. Erst wenn Erinnerungsorte ernsthaft erforscht sind, können die Erinnerungsbestände von MigrantInnen in ein kollektives Gedächtnis der Mehrheitsdeutschen hineinreklamiert werden. Geschichtliche Erinnerungs-Räume zu teilen und damit die symbolische Trennung zu überwinden, setzt die Herstellung von Gleichberechtigung in der Wissensproduktion voraus. Dies impliziert die Forderung,

Stadträume zu demokratisieren und die soziale, politische und kulturelle Teilhabe von MigrantInnen als Selbstverständlichkeit zu etablieren. Ziel ist die gesellschaftliche Präsenz von Migrationsgeschichte: als Zugegensein, das sich räumlich und zeitlich manifestiert aber auch als Verfügbarkeit für gegenwärtige Lebensentwürfe. Dabei heißt es, vor Augen zu haben, dass die Einbeziehung der Einen immer den Ausschluss von Anderen bedeutet. Im kuratorischen Prozess muss vor diesem Hintergrund an Strategien gearbeitet werden, diese Suchbewegung nach neuen Erinnerungsorten auf Dauer zu stellen und dauerhaft in die Museumsarbeit einzuspeisen.

Um migrantische Erinnerung nicht frühzeitig der Vereinnahmung für die deutsche Mehrheits-geschichte auszusetzen, ist im Prozess ihrer musealen Aufarbeitung darauf zu achten, ihre Vielschichtigkeit zur Kenntnis zu bringen und ihr Potenzial herauszuarbeiten. Dies addiert nicht einen Teil zur mehrheitsdeutschen Geschichte hinzu, sondern hybridisiert Erinnerungskulturen und schafft so erst die Voraussetzung dafür, transnationale Erinnerungspraktiken zu etablieren.

Der Ausstellungsprozess wird so einerseits selbst zum Erinnerungsort, der gesellschaftliche Teilhabe in Form historisch-symbolischer Anerkennung im Kulturellen vorwegnimmt. Andererseits wird er zum Sprachrohr einer transnationalen Erinnerungskultur, die in den beleuchteten Erinnerungsorten lokal verortet und damit alltagspraktisch verankert ist.

Ich freue mich, im Beirat der Ausstellung mitarbeiten zu können, der für die diskursive Begleitung des Prozesses ins Leben gerufen wurde und hoffe auch weiterhin einen Beitrag zu einer Aufarbeitung von Migration im Museum leisten zu können, die eine Auseinandersetzung mit Machtverhältnissen und den Möglichkeiten ihrer Überwindung als ihren gesellschaftlichen Auftrag begreift.

LITERATUR

Ülkü AKBABA, Ljubomir BRATIC, Sarah GALEHR, Andreas GÖRG, Gabriele C. PFEIFFER, Kunst, Kultur und Theater für Alle! Impulse für eine transkulturelle Theateroffensive. Studie zu Perspektiven der Kunst- und Kulturpolitik. Wien 2010–2015 mit besonderem Fokus auf Migrationsrealität, Ein Projekt von IODO – Kunst, Kultur, Bildung und Wissenschaft

Benedict ANDERSON, Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt/New York 1996

Bridget ANDERSON, Doing the dirty work? Migrantinnen und die Globalisierung der Hausarbeit, Berlin 2006.

Arjun APPADURAI, Globale und ethnische Räume. Bemerkungen und Fragen zur Entwicklung einer transnationalen Anthropologie, S. 11, in: Ulrich BECK (Hg.), Perspektiven der Weltgesellschaft, Frankfurt a. M. 1998

Anke ASFUR, Dietmar OSSES, Neapel – Bochum – Rimini. Arbeiten in Deutschland. Urlaub in Italien, Essen 2003

AVANTI. PROJEKT UNDOGMATISCHE LINKE, Neukölln in den Kollwitzplatz verwandeln, <http://gentrificationblog.wordpress.com/2010/03/10/berlin-neukolln-in-den-kollwitzplatz-verwandeln-radiofeature/>

Klaus J. BADE (Hg.), Auswanderer – Wanderarbeiter – Gastarbeiter. Arbeitsmarkt und Wanderung in Deutschland seit Mitte des 19. Jahrhunderts, 2 Bde, Ostfildern 1984

BAMF, Migrationsbericht 2008, in: www.bamf.de/cln_092/nn_442016/SharedDocs/Anlagen/DE/Migration/Publikationen/Forschung/Migrationsberichte/migrationsbericht-2008.html?__nnn=true (5.7.2010)

Joachim BAUR, Die Musealisierung der Migration. Einwanderungsmuseen und die Inszenierung der multikulturellen Nation, Bielefeld 2009

Natalie BAYER, Andrea ENGL, Sabine HESS, Johannes MOSER (Hg.): crossing munich. Beiträge zur Migration aus Kunst, Wissenschaft und Aktivismus. München 2009

Ulrich BECK (Hg.), Perspektiven der Weltgesellschaft, Frankfurt/Main 1998

Rosmarie BEIER-DE HAAN, Erinnernte Geschichte, inszenierte Geschichte. Ausstellungen und Museen in der zweiten Moderne, Frankfurt/Main 2005

Rosmarie BEIER-DE HAAN (Hg.), Zuwanderungsland Deutschland. Migrationen 1500–2005, Berlin 2005

Walter BENJAMIN, Über den Begriff der Geschichte in: Gesammelte Schriften Band I.2, Frankfurt/Main 1983, S. 691–706

Walter BENJAMIN, Passagenarbeit in: Gesammelte Schriften V.1, Frankfurt/Main 1983

Tony BENNETT, The Birth of the Museum. History, Politics, Theory. London/New York 1995

Mauela BOJADZIJEV, Vassilis TSIANOS, Mit den besten Absichten. Spuren des migrantischen Widerstands, <http://www.kanak-attak.de/ka/archiv/passagiere/presse/iz3wNo244.html> (3.4.2010)

Gérard BOKENKAMP, Demografischer Wandel und Fachkräftemangel, in: http://www.freiheit.org/files/100/05_DeographischerWandel_und_Fachkraeftemangel.pdf (7.6.2010)

Ulrich BORSODORF, Heinrich Theodor GRÜTTER, Jörn RÜSEN (Hg.), Die Aneignung der Vergangenheit. Musealisierung und Geschichte, Bielefeld 2004

Martina BÖSE, „Ich entscheide mich dafür, MigrantInnen zu sagen. Zur Vermittlung von „Gegenerzählungen“ und Repräsentationspolitik in der Ausstellung „gastargajteri – 40 Jahre Arbeitsmigration“, S. 125, in: Schnittpunkt – Beatrice JASCHKE, Charlotte MARTINZ-TUREK, Nora STERNFELD (Hg.), Wer spricht, Wien 2005, S. 120–151

Pierre BOURDIEU, Verstehen, in: Alain ACCARDO, Gabrielle BALAZS, Stéphane BEAUD, Emanuelle BOURDIEU, Pierre BOURDIEU, Sylvain BROCCOLICHI, Patrick CHAMPAGNE, Rosin CHRISTIN, Jean-Pierre FAGUER, Sandrine GARCIA, Remi LENOIR, Françoise ŒUVRARD, Michel PIALOUX, Louis PINTO,

- Denis PODALYDÈS, Abdelmalek SAYAD, Charles Soulié & Loïc J.D. WACQUANT (Hg.), *Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens*, Konstanz 1997, 779-822
- BRIAN HEUMANN CONSULTING, *Ethnisches Marketing*, in: <http://brian-heumann.com/wordpress/?p=146> (5.7.2010)
- Anne BRODEN, Paul MECHERIL (Hg.), *Re-Präsentationen – Dynamiken der Migrationsgesellschaft*, Düsseldorf 2007
- Andrew MILNER, Jeff BROWITT, *Contemporary Cultural Theory. An Introduction*, London/New York 2002
- BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG, *Info 05.04 Zuwanderungs- und Aufenthaltsgesetz*, in http://www.bpb.de/popup/popup_grafstat.html?url_guid=GN4EHG (6.6.2010)
- María do Mar CASTRO VARELA, Nikita DHAWAN, *Migration und die Politik der Repräsentation*, in: Anne BRODEN, Paul MECHERIL (Hg.), *Re-Präsentationen – Dynamiken der Migrationsgesellschaft*, Düsseldorf 2007, S. 29–46
- Mariá do Mar CASTRO VARELA, Nikita DHAWAN, *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*, Bielefeld 2005
- Maria do Mar CASTRO VARELA und Nikita DHAWAN, *Subalterne gibt es nicht – Position ohne Identität*, Interview: Vina Yun, Beat Weber, <http://www.malmoe.org/artikel/widersprechen/1618> (4.5.2010)
- María do Mar CASTRO VARELA, *Unzeitgemäße Utopien. Migrantinnen zwischen Selbsterfindung und gelehrter Hoffnung*, Bielefeld 2007
- Maria do Mar CASTRO VARELA, *Vom Sinn des Herum-Irrrens. Emanzipation und Dekonstruktion*, in: Claudia KOPPERT, Beate SELDER (Hg.), *Hand aufs dekonstruierte Herz. Verständigungsversuche in Zeiten der politischen-theoretischen Selbstabschaffung von Frauen*, Königstein im Taunus 2003, S. 91–115
- James CLIFFORD, *Museum as contact zone*, in: James CLIFFORD, *Routes – Travel and Translation in the Late Twentieth Century*, Cambridge 1997
- James CLIFFORD, *Routes – Travel and Translation in the Late Twentieth Century*, Cambridge 1997
- Norbert CYRUS, *Politische Integration von EinwanderInnen*, www.migration-boell.de/web/integration/47_1778.asp#6 (3.7.2010)
- Franziska DUNKEL, Gabriella STRAMAGLIA, *Für fünfzig Mark einen Italiener. Zur Geschichte der „Gastarbeiter“ in München*, Buchendorf 2000
- Daniel DÜSPOHL, *„In jeder Generation tauscht sich die Bevölkerung einmal aus ...“*. *Migrationsgeschichte in der Konzeption des Kreuzberg Museums (Berlin)*, in: Jan MOTTE, Rainer OHLINGER, *Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik*, Essen 2004, S.159–180
- Gary EDSON (Hg.), *Museum Ethics*, London 1997
- Fatima EL-TAYEB, Encarnación GUTIÉRREZ RODRIGEZ, Hito STEYERL im Gespräch mit Kien NGHI HA, *Das hippe Verlangen nach Otherness*, in: Kölnischer Kunstverein, DOMIT/Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt a. M., Institut für Theorie der Gestaltung und Kunst/HGK Zürich (Hg.), *Projekt Migration*, Köln 2005, S. 226–235
- Astrid ERLI, *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, Stuttgart 2005
- Aytaç ERYILMAZ, Martin RAPP, *Geteilte Erinnerungen*, in: Kölnischer Kunstverein/DOMIT – Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland/Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt a. M./Institut für Theorie der Gestaltung und Kunst/HGK Zürich (Hg.), *Projekt Migration*, Köln 2005, S. 578–585
- Aytaç ERYILMAZ, *Über ein Migrationsmuseum in Deutschland*, in: <http://www.migrationmuseums.org/web/index.php?page=Network>
- Aytaç ERYILMAZ, Mathilde JAMIN (Hg.), *Fremde Heimat. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei*. Jaban, Silan olur, Essen 1998

- Andreas FANIZADEH, Die Rütli-Schule in Berlin-Neukölln und der neu entfachte Kulturkampf: Integration versus Migration. Hurra, Hurra, die Schule brennt!, http://www.ostblog.de/2006/04/die_ruetlischule_in_berlinneuk.phpRütli-Schule (17.5.2010)
- Michael FEHR, Kunst – Museum – Utopie, Kulturpolitische Mitteilungen, 1/2003, http://www.kupoge.de/kumi/pdf/kumi100/kumi100_38-40.pdf (2.8.2010)
- Michel FOUCAULT, Dispositive der Macht. Michel Foucault über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin 1978
- Michel FOUCAULT, Intellectuals & Power. A conversation between Michel Foucault and Gille Deleuze, <http://libcom.org/library/intellectuals-power-a-conversation-between-michel-foucault-and-gilles-deleuze> (21.3.2010)
- Etienne FRANÇOIS, Hagen SCHULZE (Hg.), Deutsche Erinnerungsorte, 3 Bd., München 2001
- Antonio GRAMSCI, Gefängnishefte Band 7, in: K. BOCHMANN, W. F. HAUG u.a. (Hg.), Antonio Gramsci, Gefängnishefte Band 1–9, Hamburg 1999
- Fabian GEORGI und Fabian WAGNER, Macht, Wissen Kontrolle, in: Kulturrisse, Migrationen: Durchkreuzte Räume, Kulturrisse 0109: <http://igkultur.at/igkultur/kulturrisse/1240414253/1242744283>
- Torsten GROSS, Crossculture oder Was kommt nach Multikulti?, Informationsdienst Soziokultur, Nr. 47, Nürnberg 2002
- Maurice HALBWACHS, Das kollektive Gedächtnis, Frankfurt Main, 1985
- Stuart HALL, Alan HUNT, Interview with Poulantzas, in: Marxism today, 1979, www.amielandmelburn.org.uk/collections/mt/pdf/07_79_194.pdf.
- Stuart HALL, The rediscovery of ›ideology‹: return of the repressed in media studies, in: Michael GUREVITCH, Tony BENNETT, James CURRAN, Janet WOOLLACOTT, Culture, society and the media, London 1982, S.52–86, <http://www.ram-wan.net/restrepo/hall/the%20rediscovery%20of%20the%20ideology.pdf> (6.6.2010)
- Stuart HALL: Das Spektakel der ›Anderen‹, in: Stuart HALL, Ausgewählte Schriften 4. Hamburg 2004, S. 108–166
- Stuart HALL, Kodieren/Dekodieren. in: Stuart HALL, Ideologie, Identität, Repräsentation, Ausgewählte Schriften 4. Hamburg 2004, S. 66–80
- Stuart HALL, ›Rasse‹, Artikulation und Gesellschaften mit struktureller Dominante, in: Stuart HALL, Ideologie, Identität, Repräsentation, Ausgewählte Schriften 4. Hamburg 2004. S. 89–136
- Stuart HALL, Reflektionen über das Kodieren/Dekodieren-Modell. Ein Interview, in: Stuart Hall: Ideologie, Identität, Repräsentation, Ausgewählte Schriften 4. Hamburg 2004, S. 81–107
- Stuart HALL, Das Lokale und das Globale. Globalisierung und Ethnizität, in: Stuart Hall, Rassismus und kulturelle Identität, Hamburg 1994, S. 44–65
- Henrike HAMPE (Hg.), Migration und Museum. Neue Ansätze in der Museumspraxis, Münster 2005
- HEINRICH BÖLL STIFTUNG, Diversity Management, http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_71.asp (4.7.2010)
- Ulrich HERBERT, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland 1880 bis 1980. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Berlin/Bonn 1986
- Stuart HALL, Alan HUNT, Interview with Poulantzas, in: Marxism today, 1979, www.amielandmelburn.org.uk/collections/mt/pdf/07_79_194.pdf
- INSTITUT FÜR MUSEUMSFORSCHUNG BERLIN, in: <http://www.smb.museum/ifm/index.php?ls=8&topic=Publikationen&subtopic%20=Materialien&lang=de&te=ja&tf=ja> (3.8.2010)
- Aytaç ERYILMAZ, Mathilde JAMIN (Hg.), Fremde Heimat. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei. Jaban, Silan olur, Essen 1998
- Beatrice JASCHKE, Charlotte MARTINEZ-TUREK, Nora STERNFELD (Hg.), Schnittpunkt, Wer spricht? Autorität und Autorenschaft in Ausstellungen, Wien 2005

- Ulrike JUREIT, Christian SCHNEIDER, Gefühlte Opfer, Illusionen der Vergangenheitsbewältigung, Stuttgart 2010
- Michael KAMP, Das Museum als Ort der Politik – Münchner Museen im 19. Jahrhundert, in: http://edoc.ub.uni-muenchen.de/4080/1/Kamp_Michael.pdf (5.8.2010)
- KANAK ATTAK, Multikulturalismus. Die Caprifischer schlagen zurück, <http://www.kanak-attak.de/ka/text/caprifischer.html>
- Serhat KARAKAYALI, Lotta Continua in Frankfurt, Türken-Terror in Köln, Migrantische Kämpfe in der Geschichte der Bundesrepublik.
- Kölnischer Kunstverein/DOMIT – Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland/Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt a. M./Institut für Theorie der Gestaltung und Kunst/HGK Zürich (Hg.), Projekt Migration, Köln 2005
- Claudia KOPPERT, Beate SELDER, (Hg.), Hand aufs dekonstruierte Herz. Verständigungsversuche in Zeiten der politischen-theoretischen Selbstabschaffung von Frauen. Königstein im Taunus 2003
- Gottfried KORFF, Martin ROTH (Hg.), Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik, Frankfurt a. M./New York 1990
- Gottfried KORFF, Fragen zur Migrationsmusealisierung, in: Henrike HAMPE (Hg.), Migration und Museum. Neue Ansätze in der Museumspraxis, Münster 2005, S. 5–15
- KREUZBERG MUSEUM/Daniel DÜSPOHL (Hg.), Kleine Geschichte Kreuzbergs, Berlin 2009
- Walter KRÖG, Einleitung, in: EQUAL – Entwicklungspartnerschaft MIM, Herausforderung Unterstützung. Perspektiven auf dem Weg zur Inklusion, Außenfern 2005, <http://bidok.uibk.ac.at/library/mim-broschuere.html> (2.9.2010)
- KUNSTAMT KREUZBERG (Hg.), Mehmet Berlin'de – Mehmet kam aus Anatolien. Ausstellungskatalog, Berlin 1975
- KUNSTAMT KREUZBERG (Hg.), morgens Deutschland – abends Türkei. Ausstellungskatalog, Berlin 1981
- Donna LANDRY, Gerald MACLEAN, Gayatri Chakravorty Spivak – The Spivak Reader, New York 1996. S. 306
- Claus LEGGEWIE, Bindestrich-Deutsche, Euro-Muslime und Unions-Bürger: Eine Forschungsskizze zu den Erinnerungsorten von „Deutsch-Türken“, in: Klaudia KNABEL et al (Hg.): Nationale Mythen – kollektive Symbole. Funktionen, Konstruktionen und Medien der Erinnerung, Göttingen 2005, S. 76-99
- Hermann LÜBBE, Der Fortschritt von gestern. Über Musealisierung als Modernisierung, in: Ulrich BORSODORF, Heinrich Theodor GRÜTTER, Jörn RÜSEN (Hg.), Die Aneignung der Vergangenheit. Musealisierung und Geschichte, Bielefeld 2004
- Sharon MACDONALD, Museums, national, postnational and transcultural identities, <http://www.le.ac.uk/ms/m&s/issue%201/mands1.pdf> (20.6.2010)
- Sharon MACDONALD, A Companion to Museum Studies, Oxford 2006
- Paul MECHERIL, »Diversity«. Differenzordnungen und Modi ihrer Verknüpfung, http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_1761.asp (10.8.2010)
- Paul MECHERIL, Einführung in die Migrationspädagogik, Weinheim/Basel 2004
- Uwe MEINERS, Christoph REINDERS-DÜSELDER (Hg.), Fremde in Deutschland – Deutsche in der Fremde. Schlaglichter von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart, Cloppenburg 1999
- Astrid MESSERSCHMIDT, Weltbilder und Selbstbilder. Bildungsprozesse im Umgang mit Globalisierung, Migration und Zeitgeschichte, Frankfurt am Main 2009,
- Andrew MILNER, Jeff BROWITT, Contemporary Cultural Theory. An Introduction, London/New York 2002
- Jan MOTTE, Rainer OHLINGER, Kulturpolitische Strategien in der Einwanderungsgesellschaft – Zur Konzeption eines Migrationsmuseums, <http://www.domid.org/pdf/Thesen%20Motte%20Ohliger%20Workshop%202004.pdf> (15.6.2010)

- Jan MOTTE, Rainer OHLINGER, *Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik*, Essen 2004
- Jan MOTTE, Rainer OHLINGER, *Einwanderung – Geschichte – Anerkennung. Auf den Spuren geteilter Erinnerungen*, S. 10, in: *Zeitschrift des Informations- und Dokumentationszentrums für Antirassismusbearbeitung in Nordrhein-Westfalen* 11. Jg., Nr. 1, Duisburg 2005, http://www.ida-nrw.de/html/Ueberblick_1_05.pdf (17.3.2010)
- Jost MÜLLER, *Rassismus und die Fallstricke des gewöhnlichen Antirassismus*, S. 38, in: *Redaktion diskus, Die freundliche Zivilgesellschaft*, Berlin 1990, S. 25–44
- Kien NGHI HA, *Verschleppte Geschichten: Arbeitsmigrationspolitik und koloniale Einschreibungen*, in: *Stimme von und für Minderheiten* Nr 51, <http://minderheiten.at/stat/stimme/stimme51i.htm> (7.6.2010).
- Pierre NORA, *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Berlin 1990, S. 7.
- Jan MOTTE, Rainer OHLINGER, *Kulturpolitische Strategien in der Einwanderungsgesellschaft – Zur Konzeption eines Migrationsmuseums*, in: <http://www.domid.org/pdf/Thesen%20Motte%20Ohlinger%20Workshop%202004.pdf> (15.6.2010)
- Jan MOTTE, Rainer OHLINGER, *Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik*, Essen 2004
- Ingrid OSWALD, *Migrationssoziologie*, Konstanz 2007
- Kiran Klaus PATEL, *Überlegungen zu einer transnationalen Geschichte*, Berlin 2004
- Mary PRATT, *Art of the Contact Zone*, *Profession* 91, New York 1991, www.class.uidaho.edu/thomas/English_506/Arts_of_the_Contact_Zone.pdf (10.8.2010)
- Mary PRATT, *Imperial Eyes: Travel Writing and Transculturalisation*, London 1992
- Eugenie RIFFEL, *Zur Situation von Sintis und Roma in Deutschland – Studienarbeit*. Norderstedt 2008
- Iritt ROGOFF, *Looking Away - Participations in Visual Culture*, <http://collabarts.org/?p=6> (8.3.2010).
- Annette ROLLMANN, *Humanistische Leitkultur – Was die Gesellschaft zusammenhält*, in: *Das Parlament* 11/ 2006 <http://www.bundestag.de/dasparlament/2006/11/Panorama/003.html>. (20.7.2010)
- Edward W. SAID, *Orientalismus*, Frankfurt/Main 2009
- Johanna SCHAFFNER, *Ambivalenzen der Sichtbarkeit – Über die visuellen Strukturen der Anerkennung*, Bielefeld 2008,
- Sargut SÖLÇÜN, *30 Jahre gelobtes Land. Zur türkischen Migration in die Bundesrepublik Deutschland*, hier S. 43, in: *Die Brücke* 73, Heft 1993/94, S. 40-43.
- Gayatri Chakravorty SPIVAK, *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*, Wien 2008, S. 29
- Gayatri Chakravorty SPIVAK, *The Post-Colonial Critic: Interviews, Strategies, Dialogues*, New York/London 1990
- Statistisches Jahrbuch 2009, www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Navigation/Publikationen/Querschnittsveroeffentlichungen/JahrbuchDownlads,templateId=renderPrint.psmml__nnn=true
- Nora STERNFELD, *Der Taxispielertrick. Vermittlung zwischen Selbstregulierung und Selbstermächtigung*, in: Beatrice JASCHKE, Charlotte MARTINEZ-TUREK, Nora STERNFELD (Hg.), *Schnittpunkt, Wer spricht? Autorität und Autorenschaft in Ausstellungen*, Wien 2005
- Nora STERNFELD, *Politische Verhältnisse – Antonio Gramsci*, in: Nora Sternfeld, *Das pädagogische Unverhältnis. Lehren und Lernen bei Rancière, Gramsci und Foucault*, Wien 2009, S. 53–84
- Hito STEYERL, *Die Institution der Kritik*, 2006, in: <http://eipcp.net/transversal/0106/steyerl/de> (4.8.2010)
- Hito STEYERL, *Die Gegenwart der Subalternen*, in: Gayatri Chakravorty SPIVAK, *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*, Wien 2008, S. 7–17
- Franziska DUNKEL, *Gabriella STRAMAGLIA, Für fünfzig Mark einen Italiener. Zur Geschichte der „Gastarbeiter“ in München*, Buchendorf 2000

- Eva STURM, *Im Engpass der Worte. Sprechen über moderne und zeitgenössische Kunst*, Berlin 1996
- Pelin TAN, Interview with Charles Esche: utopia, local modernities, imagined public sphere, representation of singularities, the role of contemporary art, Istanbul/Eindhoven 2005, in: <http://translate.eipcp.net/Actions/practices/eindhoven-istanbul/interview#redir> (2.8.2010)
- Mark TERKESSIDIS, *Kulturarbeit in der Einwanderungsgesellschaft*, S. 18, in: Sylvia KÖCHL, Radostina PATULOVA, Vina YUN (Hg.), *fields of TRANSFER. MigrantInnen in der Kulturarbeit*, Wien o.J., S. 14-20.
- Vassilis TSIANOS, Sabine HESS, Serhat KARAKAYALI, *Turbulente Ränder revisited*, in: *Kulturrisse, Migrationen: Durchkreuzte Räume Kulturrisse 0109*: <http://igkultur.at/igkultur/kulturrisse/1240414253/1242744001> (24.8.2010)
- Andreas URBAN, Marianne WINKLER, *hier geblieben – Zuwanderung und Integration in Niedersachsen 1945 bis heute*, Hannover 2002
- Peter VERGO, *The New Museology*, London 1989
- Leopold VON RANKE, *Aus Werk und Nachlass Bd. IV, Vorlesungseinleitungen*, München 1975, S. 79
- Gabriele WEIGAND, Remi HESS (Hg.): *Teilnehmende Beobachtung in interkulturellen Situationen*, Frankfurt 2007, insbesondere Kapitel I: *Zur Theorie und Methode der teilnehmenden Beobachtung*, ebd. S. 23–71.
- Stephen WEIL, *From being about something to being for something: the ongoing transformation of the American museum*. *Daedalus*, 128 (3), 1999, in: <http://www.highbeam.com/doc/1G1-56072148.html> (12.7.2010)
- YAPI KREDİ KÜLTÜR MERKEZİ (Hg.), *Mürekkep Zamanlar – Mehmet Akgül Koleksiyonu*, Istanbul, 1997

LEBENS LAUF

ZUR PERSON

Name Julia Schnegg
Anschrift Friedelstrasse 8, 12047 Berlin
Telefon +49 (030) 74781181
Mobil +49 (0178) 7322692
juliaschnegg@googlemail.com
Geboren 24. Januar 1972, Landshut (Deutschland)

SCHULAU SBILDUNG

1978–1982 Grundschule (Frontenhausen)
1982–1988 Neusprachliches Gymnasium (Vilsbiburg)
1988–1989 Deutsches Gymnasium (Rom/Italien)
1989–1991 Adalbert-Stifter Gymnasium, Abschluss: Abitur (Passau)
1991–1992 Sprachschule (Perugia/Italien)

BERUFSTÄTIGKEIT

1994–1995 Berufsgrundbildungsjahr am Oberstufenzentrum Drucktechnik (Berlin)
1995–1997 Ausbildung als Schriftsetzerin (Berlin)
1998–1999 Organisatorische Leiterin des Projektes »cult – interculturelle jugendzeitschrift« im Zuge des Projektes »Interkulturelle Medienarbeit für deutsche, türkische und russischsprachige Jugendliche« (Berlin)
1999–2000 Tätigkeit als Dozentin bei AK Medienpädagogik (Berlin)
2000–2008 Mitarbeiterin im Atelier Blank-Markard
2008–2010 Mitarbeiterin bei Kaiser Matthies Berlin

HOCHSCHULBILDUNG

2001–2007 Studium der Philosophie (Hauptfach), Soziologie und Politik (Nebenfächer) an der Freien Universität Berlin
2007 Magister-Abschluss Philosophie, Soziologie und Politik
2008–2010 Master-Lehrgang an der Universität für Angewandte Kunst Wien
»ecm – educating, curating, managing“

SONSTIGE TÄTIGKEITEN

Seit 1994 politisch aktiv in den neuen sozialen Bewegungen mit dem Themenschwerpunkt: Antifaschismus und Kapitalismuskritik.